ABC Nachrichten

ARBEITSKREIS BEKENNENDER CHRISTEN IN BAYERN

2012.2

- Geistlich leiten Seite 4
- KSBB-Forderungen zur Kirchenreform Seite 9
- Gemeindefinanzen und Synode Seite 11
- „Die wahrhaftige und gewisse Predigt des Heiligen Geistes“ – Evangelisches Schriftverständnis Seite 13
- Einladung zum Christustag Seite 20
- Bericht von der Frühjahrssynode in Augsburg Seite 22
- ABC-Reaktion zur Synode Seite 25
- Impulse zu einer neuen Kultur und Theologie der Synode Seite 26
- Sächsische Bekenntnis-Initiative Seite 30
- … mit der Zeit gehen? Seite 31
- Der Kampf um/gegen das Betreuungsgeld Seite 33
- Aus den Mitgliedsgemeinschaften: Osterpredigt von Hans Peter Royer, Fahrt zum Marsch für das Leben, PGB-Tagung, GGE-Deutschlandtreffen Seite 35
- Einladung zum ABC-Freundeskreis Seite 39
- Geistliches Wort / Impressum Seite 40

Liebe Leser,

„Und – was macht jetzt der ABC?“ So fragte mich am Rand der Frühjahrssynode ein Vertreter des Landeskirchenamtes, nachdem die Beschlüsse zum Zusammenleben homosexueller Pfarrer im Pfarrhaus gefallen waren. Ich antwortete, zugegeben: etwas verkürzt: „Nichts. Wir haben gesagt, was zu sagen war. Wir bedauern die Entscheidung, aber wir werden uns jetzt nicht dauerhaft mit diesem Thema beschäftigen.“ Was freilich nicht bedeute, dass wir uns mit dem Problem abgefunden hätten.

Ich gebe zu – und als Journalist weiß ich, wovon ich spreche: In der Außenwahrnehmung ist der ABC in jüngster Zeit vor allem mit dem Thema Homosexualität in Verbindung gebracht worden. In den Medien sind plakative Konflikte meist leichter darzustellen als tiefschürfende theologische Fragen. Nur wenige machen sich die Mühe, nach den eigentlichen Beweggründen für unsere Haltung zu fragen. Das Thema Homosexualität ist – der ABC-Vorsitzende Till Roth hat das mehrfach betont – wahrlich nicht unser Lieblingsthema. Wir sprechen es nur deshalb an, weil damit fundamentale Fragen verbunden sind, die Bibel und Bekenntnis berühren. Letztlich zeigt sich an diesem Punkt der Riss, der in Sachen Schriftverständnis durch unsere Kirche geht. Das hat Dr. Rolf Hille, der ehemalige Rektor des Tübinger Bengel-Hauses bei einem ABC-Studientag klar herausgearbeitet (siehe S. 13ff.).

Problematisch ist freilich nicht nur, dass die universitäre Theologenausbildung von einer bibelkritischen Sicht dominiert wird, sondern dass diese Sicht mehr und mehr von unseren Kirchenleitungen propagiert wird. Ein Beispiel dazu ist der Bericht des badischen Landesbischofs Ulrich Fischer vor der Synode seiner Kirche am 26. April. Dieser Bericht enthält viele bedenkenswerte Überlegungen, aber eine bedenkliche Tendenz, die sich in der Unterscheidung von Bibel und Wort Gottes ausdrückt.

Theologiestudierende aus dem Friedrich-Hauß-Studienzentrum bei Heidelberg haben dem Landesbischof daraufhin einen Offenen Brief mit zentralen Fragen geschickt: „Ist die Bibel nicht mehr als nur eine menschliche Sammlung menschlicher Zeugnisse über Ereignisse, die Menschen als Gottes Offenbarung interpretiert haben? Ist sie nicht auch durch den Heiligen Geist das von Gott selbst gewirkte und bestätigte Zeugnis von seiner Offenbarung in Jesus Christus? Und ist sie deshalb nicht selbst Gottes Offenbarung, Gottes Wort an uns, auf das wir uns im Leben und im Sterben verlassen können? Gewinnt sie nicht daher ihre Autorität? Und hat nicht die Kirche die Aufgabe, diese Wirklichkeit zu bezeugen?“ Es ist zu hoffen, dass Fischer die Einladung zum theologischen Diskurs annimmt. Denn im Kern geht es um die Frage, ob wir in der Bibel Gottes Wort zu verstehen haben, wie Fischer suggeriert, oder doch darum, die Bibel als Gottes Wort zu verstehen.

Ebenso problematisch ist, wenn der EKD-Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider bei der Verleihung eines Preises für feministische Theologie über die „Kontextualität unserer Gottesbilder“ spricht. Da heißt es: „Gottesbilder sind Menschenbilder. Menschen antworten mit ihren Gottesbildern auf Gottes Wort. (...) Die Bibel bezeugt uns keinen „an sich“ existierenden Gott. Vielmehr sind alle biblischen Texte Situations-bezogene und Beziehungs-bezogene Zeugnisse und Auslegungen von Gottes Wort.“ Das Problem an solchen Sätzen ist, dass sich Wahres mit Falschem mischt. Natürlich sind Gottesbilder Menschenbilder. Aber heißt das, dass auch die Bilder, die uns die Bibel vorstellt, „Menschenbilder“ sind? Oder sollten nicht vielmehr wir unsere Vorstellungen über Gott immer wieder neu am Wort der Bibel überprüfen? Natürlich will Gott nicht „an sich“ sein – das lesen wir schon zu Beginn der Bibel. Doch es besteht die Gefahr, dass wir aus dem Gott, der sich uns in seinem Wort als Gegenüber, als „Du“ präsentiert, zu einem machen, der zu unserem „Du“ wird. Dann unterwerfen wir Gott unseren Vorstellungen anstatt dass wir versuchen, seinen Vorstellungen zu entsprechen – und das betrifft Debatten, die weit über die angesprochene Frage der Homosexualität hinausgehen.

Was mich in diesem Zusammenhang aber stört: Einerseits wird von vielen Verantwortlichen in der Kirche betont, wie wichtig doch die Einheit und der Friede innerhalb der Kirche sei. Doch gleichzeitig wird die Position derjenigen, die für homosexuelle Partnerschaften in der Kirche eintreten, ständig als die einzig mögliche propagiert. In der von der EKD finanzierten Zeitschrift „Chrismon“ stellte man pünktlich zur Debatte um das EKD-Pfarrdienstrecht ein schwules Theologenpaar vor. Unser bayerischer Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm nannte in einer Radioandacht ein lesbisches Paar exemplarisch für die Botschaft der Jahreslosung. Im Nürnberger Haus Eckstein wird in Zusammenarbeit mit entsprechenden Lobbygruppen eine Ausstellung über homosexuelle Sportler gezeigt. Und jüngst präsentierte das Sonntagsblatt eine lesbische Pfarrerin aus dem Saarland (!), weil diese sich am Rand des Christopher Street Days verpartnern ließ. (Bemerkenswert der Hinweis, dass die Einladung an die Gemeinde nicht auf allzu großes Interesse stieß.)

Doch ich möchte – siehe die Frage am Rand der Synode – nicht schon wieder etwas zum Thema Homosexualität schreiben. Generell muss deutlich werden: Als ABC sind wir nicht gegen etwas, sondern für etwas. Besser gesagt: Für einen – Christus! Aus diesem Grund haben wir in Verbindung mit anderen Gemeinschaften und Kirchengemeinden einen Christustag initiiert, der in diesem Jahr erstmals stattfinden wird (siehe S. 20f.). Mit dem Motto, das sich am reformatorischen Grundsatz „Solus Christus – allein Christus“ orientiert, greifen wir auch die Frage auf, wie wir den Glauben an Jesus Christus in einer multireligiösen Gesellschaft verstehen. Ist Jesus *für uns* der Weg, die Wahrheit und das Leben, oder ist er es *für alle*? Das ist eine Frage, vor der sich mehr und mehr Kirchenleiter drücken.

Unser Landesbischof Bedford-Strohm hat zwar deutlich gemacht, dass er von dem Satz „Wir glauben alle an den gleichen Gott“ nichts hält, seinen Annäherungskurs an die muslimische Gemeinschaft in Bayern nehme ich jedoch mit zunehmendem Unbehagen wahr. So ehrenwert der Versuch sein mag, moderate Muslime zu stärken – es ist doch bezeichnend, wenn das Sonntagsblatt von Schwierigkeiten berichtet, Muslime zu finden, die bereit sind, in einer christlichen Zeitschrift mit Namensnennung und Foto etwas zur Bibel zu sagen. Es kann auch nicht sein, dass Kritik an Äußerungen wie „Ich habe selbst schon erfahren, wie berührend und bereichernd es sein kann, wenn man sich vom Ruf des Muezzins mit hineinnehmen lässt in dessen Gottesdienst“ (so wurde Bedford-Strohm in den Nürnberger Nachrichten zitiert) mit dem schnellen Hinweis auf Islamophobie abgewehrt wird. Sicher gibt es unqualifizierte Kritiken, aber es gibt auch diejenigen, die fragen, ob ein solcher Satz angesichts der Christenverfolgung in den meisten islamischen Staaten wirklich angemessen ist. Man bedenke zudem, zu welchem Bekenntnis der Muezzin aufruft.

Gerade angesichts dieser Debatten lade ich Sie herzlich zum Christustag am 3. Oktober ein. Jetzt aber wünsche ich Ihnen gute Impulse beim Lesen der ABC-Nachrichten.

Hans-Joachim Vieweger
2. Vorsitzender des ABC

Warum ich mich beim regionalen Christustag engagiere:

Im Laufe meiner Tätigkeit als Pfarrer in der bayerischen Landeskirche durfte ich immer wieder erfahren, wie reich und lebendig das Wort Gottes ist. Es gibt zu-verlässige Orientierung für Sonntag und Alltag, und es hat Kraft, Menschen Hoffnung und Trost zuzusprechen.

Gerade in der weitläufigen Diaspora ist es hilfreich, wenn Christen regelmäßig zusammenkommen, um sich zu ermutigen. Dazu ist solch ein regionaler Christustag eine gute Gelegenheit.

***Pfarrer Heinz-Günther Ernst** ist verantwortlich für den Christustag in Straubing.*

Geistlich leiten

Von Oberkirchenrätin Dr. Dorothea Greiner, Regionalbischöfin im Kirchenkreis Bayreuth

Am 21. Oktober werden in Bayern die neuen Kirchenvorstände gewählt. Mehr und mehr Kirchenvorstehern ist dabei die Dimension der „Geistlichen Leitung“ wichtig geworden. Wir haben Oberkirchenrätin Dr. Dorothea Greiner um einige Impulse zu diesem Thema gebeten.

Geistliches Leiten ist eingebettet in ein geistliches Leben. Wer nicht geistlich lebt, kann nicht geistlich leiten. Die Einübung in Geistliches Leiten wird darum zunächst eine Einübung in geistliches Leben sein. Entscheidend dafür sind: das Beten, das Lesen der Schrift und die Pflege der Gemeinschaft unter uns Christen. Bevor ich daher auf die eigentliche Frage nach der „Geistlichen Leitung“ eingehe, will ich diese drei Punkte zumindest skizzieren.

Gebet

Geistlich leben heißt zu allererst, mit Gott in Verbindung zu sein: zu ihm zu sprechen, still vor ihm zu sein, auf ihn zu hören. Die paulinische Aufforderung „Betet ohne Unterlass“ (1. Thessalonicher 5,16) gilt wohl allen Christen und Christinnen, aber noch mehr denen, die eine kirchliche Leitungsaufgabe haben. Es mag Zeiten geben, in denen wir nicht beten können oder es vergessen, verlernt haben, aber dann ist auch unser geistliches Leben in Gefahr. Denn das Gebet ist die Grundgestalt, in der sich die liebende Beziehung zu Gott entfaltet und Raum gewinnt in unserem Leben und Arbeiten. Dabei ist Gebet keine Leistung, sondern eine Übung, bei der der Heilige Geist hilft, wenn wir ihn bitten (vgl. Römer 8,26).

Die Schrift

Für Luther war es entscheidend, dass das Hören der Stimme Gottes im Innern immer verknüpft ist mit der äußerlich wahrnehmbaren Stimme, nämlich mit dem Lesen und Hören des Wortes Gottes im Lesen der Schrift und im Hören der Predigt mit den äußeren Sinnen, also mit den Augen und mit dem Ohr. Ohne diese äußerlich wahrnehmbare Stimme fehlt uns das Instrument zur Überprüfung unserer Herzensstimmungen. Dies sagte Luther gegenüber den Schwärmern; heute gilt das insbesondere gegenüber esoterischen Strömungen. Dort gibt es zwar einen Gott, der im Innern spricht, der einem aber nicht als eigenständiges Du entgegentritt, der deshalb freundlicherweise auch nie „nein“ sagt. Außerdem können wir durch das Lesen der Heiligen Schrift erfahren, dass Bibelworte uns in besonderer Weise leiten und tragen. Es ist daher wohltuend und wichtig, dass wir uns Gott und sein Wort gönnen. Und seien es nur 10 Minuten am Morgen mit Hilfe des Losungsbüchleins.

Die Gemeinschaft

Auch wenn es in unserer Gesellschaft immer weniger Tabus gibt, ist es doch noch höchst ungewöhnlich, über den eigenen Glauben zu reden und über die eigenen Gedanken, Zweifel und Gefühle im Blick auf das Christsein. Auch Pfarrerinnen und Pfarrer tun sich damit außerhalb ihres Dienstes nicht leicht. Ich meine aber, dass wir insgesamt mehr Sprachfähigkeit im Glauben brauchen, eine Natürlichkeit im Ausdrücken dessen, was wir in uns tragen und was uns trägt. Das beginnt in der Gemeinschaft. Zentrum unserer Gemeinschaft ist und bleibt

der Gottesdienst. In ihm kommen Menschen verschiedener christlicher Prägungen zusammen. Benedikt von Nursia sagte sehr klar: Dem Gottesdienst ist nichts vorzuziehen. Dass der Gottesdienst die erste Form unserer Gemeinschaft ist, kann beispielsweise darin zum Ausdruck kommen, dass die verschiedenen Kreise der Gemeinde, von Hauskreisen über die afa-Gruppe bis zum Teenietreff einmal im Jahr die Fürbitten gestalten und dabei auch für die eigene Bezugsgruppe besonders beten. Die Gestaltung des Gottesdienstes ist im Übrigen kirchenrechtlich eine der wichtigsten Aufgaben eines Kirchenvorstands. Der Gottesdienst ist der Ort, an dem Kirchenvorstände zugleich geistlich leiten als auch geistlich begleitet werden. Die erste Aufgabe eines Kirchenvorstandes ist es darum, treu jeden Sonntag in den Gottesdienst zu gehen.

Geistlich leiten – wer leitet mich?

Das geistliche Leiten ist eingebettet in ein solches geistliches Leben – das Entscheidende ist damit schon gesagt. Trotzdem verdient die Leitungsaufgabe noch einige spezifische Gedanken, die Aufgabe der Leitung betreffend.

Die Liebe Gottes äußert sich manchmal sehr grob und schonungslos. Saul fällt vom Pferd, Jona findet sich im Walbauch wieder, Petrus hört: „Weiche hinter mich Satan, denn du willst nicht was göttlich, sondern was menschlich ist“. Alle drei Leitungspersonen wollen etwas, was Gott nicht will und erfahren – später sagen sie „Gott sei Dank“ – sein Gericht, sein schmerzhaftes Zurechtbringen. Manchmal ist hartes Arbeiten an sich angesagt. Das „hinter mich Satan“ ist heftigste Arbeitsanleitung; es ist übrigens dasselbe Wort wie im Wort „Nach-Folge“: geh‘ hinter mir, lerne von mir, lerne von mir letztlich die Selbstaufgabe. Die Selbstaufgabe ist die Aufgabe, die ich an mir selbst habe, damit ich die Aufgaben, die ich sonst noch habe, nicht für mich erfülle, sondern von Herzen für Gott.

Somit ist eine der wichtigsten Leitungsaufgaben, sich vor Gott schonungslos zu fragen: Was leitet mich? Leitet mich der Gedanke: Es muss alles so bleiben wie es war? Oder macht es mich wahnsinnig, dass alles so bleibt, wie es schon immer war? Leitet mich die Trägheit – oder meine innere Unruhe und Unzufriedenheit? Tendiere ich zum ständigen Kritisieren, oder vermeide ich aus lauter Harmoniebedürfnis jegliche Kritik? Zum Leiten lernen gehört es, sich selbst kennenzulernen. Ich werde die anderen, die mit mir leiten, mit ihren Schwächen nicht liebevoll annehmen können, wenn ich mich nicht kenne und angenommen habe. Wir werden uns nie anders haben als mit unseren ureigensten Antrieben und Hemmungen. Es geht nur darum, ob diese Antriebe und Hemmungen mich treiben und leiten, oder ob ich sie schonungslos und liebevoll zugleich erkenne und in Gott berge, damit er mich mitsamt ihnen doch leiten kann.

Annehmen und Loslassen von Macht

Wer leitet, hat Macht – auch als Kirchenvorsteher. Macht an sich ist weder gut noch böse, sondern stellt einen Gestaltungsraum dar. Auch wer in der Kirchengemeinde leitet, braucht ein echtes Ja zur Verantwortungsübernahme aus echtem Gestaltungswillen. Wenn Menschen nur die Position erstreben ohne dann auch in ihr Leitung wahrzunehmen, „vergammelt" der Raum oder andere springen ungeordnet ein und handeln unbeauftragt auf ihre Weise.

Zu einer verantwortungsbewussten Raumgestaltung gehören „Entrümpelungen" genauso wie die Bewahrung echter Schmuckstücke. Die Raumgestaltung ist kein Selbstzweck, sondern dient dazu, den kirchlichen Raum einladend zu gestalten, so dass viele hier die Chance haben, Jesus Christus zu begegnen.

Das „Ja" zur Verantwortungsübernahme und das „Ja" zum Loslassen, wenn die Zeit reif ist, gehören spannungsvoll zusammen. Ich habe bei den folgenden Sätzen niemand konkretes vor Augen, sondern benutze erfundene Beispiele: Eine Kirchenvorsteherin merkt, dass die Leitung des Seniorenkreises eher ihre Gabe ist als das Diskutieren und Entscheiden im Kirchenvorstand. Sie lässt sich darum in der neuen Periode nicht mehr aufstellen. Ein Pfarrer merkt, dass er für diese Gemeinde nicht der Richtige ist. Er berät die Situation offen mit seiner Familie und lässt seine Stelle los, auch wenn ihn das zunächst sehr schmerzt. Macht annehmen und loslassen – letztlich geht es dabei um die Offenheit für Gott und seinen Weg mit mir und mit der Gemeinde. Diese Offenheit befördert beides: das „Ja" zum verantwortlichen Da-Sein und das „Ja" zum verantwortlichen Weitergehen, wenn es Zeit ist. Es gilt zu hören, wo Gott mich haben will und braucht.

Erkennbar sein im eigenen geistlichen Anliegen

Eigentlich ist es eine Selbstverständlichkeit. Wer in einem Raum ist, zeigt auch sein Gesicht. Ich erlebe es aber an mir und an anderen, dass es eine Weile braucht, bis wir auch in einer neuen Funktion oder Stelle ganz da sind und uns mit unseren Zielen zu erkennen geben. Ich möchte Mut machen, wenn es um geistliches Leiten geht, geistliche Herzensanliegen nicht aus den Augen zu verlieren, sondern zum Ausdruck zu bringen. Vielleicht bedarf dieses Anliegen auch der Korrektur, doch wir können nur dann Korrektur erfahren, wenn wir unsere Anliegen benennen und so erkennbar werden. Und wer weiß: Vielleicht hat ein anderer Kirchenvorsteher oder eine andere Kirchenvorsteherin dieselbe Sehnsucht für die Gemeinde wie ich, hat sich aber noch nie getraut, das zu sagen.

Klar: Nicht jede Idee kann umgesetzt werden – vor allem nicht durch den Pfarrer oder die Pfarrerin. Aber vielleicht gibt es ja auch etwas, das ein Kirchenvorsteher in Abstimmung mit dem Pfarrer selbst in die Hand nehmen kann und dafür Mitstreiter sucht. Manches fängt auch damit an, dass sich zwei oder drei Menschen zusammen finden und für etwas beten.

Für die Kirchenvorsteher, die im Oktober gewählt und am 1. Advent in ihr Amt eingeführt werden, gebe ich folgende Empfehlung ab: Gönnen Sie sich gleich zu Beginn der Wahlperiode (und wenn möglich jedes Jahr wenigstens in einer Sitzung) die Zeit für die Frage: Was ist mein eigenes, was ist unser gemeinsames geistliches Anliegen für unsere Gemeinde in dieser KV-Periode bzw. in diesem Jahr? Welche geistlichen Schritte wollen wir in der Gemeinde befördern? Nachträglich betrachtet tut es mir leid, dass ich als Gemeindepfarrerin das Nachdenken über diese Fragen zu wenig befördert habe. Wie oft habe ich zugelassen, dass das Tagesgeschäft, die Bauangelegenheiten, die Raumbelegung, der Haushalt die Tagesordnungen füllten. Raum zu schaffen für geistliche Fragen ist eine der wesentlichen Leitungsaufgaben. Denn Menschen, die geistlich leiten wollen, brauchen Zeit und Offenheit für die Frage: Was will Gott durch uns in dieser Gemeinde tun?

Gemeinsam leiten

Geistlich zu leiten heißt gemeinsam zu leiten. Wir sind uns dabei gegenseitig Hilfe schuldig. Warum? Es ist letztlich die Aufgabe, die uns aneinander weist und es ist Christus, der uns selbst zur Einheit ruft und der sie aber auch selbst stiftet. In der gemeinsamen Gemeindeleitung von Pfarrer und Kirchenvorstand sehe ich zwei Hauptgefahren. Die eine Gefahr liegt darin, dass sich Kirchenvorstände als eine Art „Aufsichtsrat" gegenüber dem Pfarrer oder der Pfarrerin gebärden. Die andere Gefahr ist die, dass die geistliche Leitung an die Pfarrer delegiert wird. Entscheidend ist, dass die geistliche Leitung in der Gemeinde zwar in jeweiliger Rollenklarheit, doch eben gemeinsam, wahrgenommen wird. Dann erleben wir es, dass Pfarrer und Kirchenvorstandsmitglieder sich wechselseitig unterstützen, aufmerksam begleiten, geschwisterlich füreinander beten und miteinander – selbst geleitet durch Schrift und Gebet – nach guten Wegen für die Gemeinde suchen.

Leiten durch Beten

Das Gebet ist nicht nur die Grundgestalt, in der sich die Beziehung zu Gott entfaltet, es ist geradezu das Lebenselement geistlichen Lebens und Leitens. Was für den Fisch das Wasser und für den Menschen die Luft, so ist für den geistlich Leitenden das Gebet. Es ist die elementare Grundbedingung aber auch Ermöglichung Geistlichen Leitens. Beten macht ruhig und aufmerksam, entlastet, bearbeitet Konflikte und ist die beste Möglichkeit, Wichtiges zu durchdenken.

Meinen Berufsalltag erlebe ich oft als sehr dicht; da ist kaum Zeit, mit der Sekretärin ein paar Worte zu wechseln zwischen all den Terminen. Beten ist nichts, was da noch hinzukommt, sondern eine Form wirksamer *Unterbrechung*, obwohl doch alles weitergeht. Die kurze Vergewisserung, „Er ist da" öffnet einen neuen Horizont mitten im Amtszimmer, schenkt Ruhe mitten im Gewirr von klingelndem Telefon, sich öffnender Tür und redendem Gegenüber. Die Offenheit zu Gott hin erhöht die Offenheit für die Menschen und Aufgaben, die gerade da sind. Nichts ist anders und doch ist alles anders. Wir öffnen uns ja Gott, in dem die Fülle der Weisheit und Klarheit, der Ruhe und Kraft, der Liebe und des Erbarmens wohnt. Das ist im Kuhstall nicht anders als im Pfarramtsbüro, in der Fabrikhalle nicht anders als in der Küche, in der Kirchenvorstandssitzung nicht anders als im Gemeinderat.

Es kann sein, dass uns schwierige Gespräche aus dem Kirchenvorstand noch Stunden begleiten, manchmal sogar vom Einschlafen abhalten, obwohl die Beschäftigung damit um diese Zeit meist nicht mehr fruchtet. Gerade dann ist es wichtig, den Menschen oder die Sache Gott anzubefehlen, ihm in die Hände zu legen, und das so oft, bis die Sache auch in mir ruht. Es ist zum einen verantwortungsbewusst *der Sache bzw. dem Menschen gegenüber*, das Eingreifen Gottes zu erbitten, ihm betend die Tür öffnen – denn er ist der Herr aller Herren, mächtiger als alles, liebevoller als wir alle. Es ist zum anderen verantwortungsbewusst auch *uns gegenüber*: Wir können nur geistlich leiten, wenn wir bereit sind, betend loszulassen.

In einem Konfliktfall oder einem Konkurrenzkampf kann es höchst unehrlich sein, für unser Gegenüber zu beten, wenn wir im Grunde denken, „Gott, bringe ihn zurecht“ oder „Herr, zeige ihr Deinen Willen“. Das Kriterium, ob ich wirklich *für* einen Menschen beten kann, ist, ob ich ihn auch von Herzen segnen kann, denn eine andere Person zu segnen, beinhaltet immer ein ungebrochenes Ja zu ihr. Der bzw. die Segnende ersehnt, dass das Gegenüber gestärkt und geschützt wird, er ersehnt von Herzen Gutes von Gott – nicht was seiner Meinung nach gut für sie ist, sondern was Gott aus seiner Fülle ihr zudenkt. Der Segen macht meinen Konkurrenten noch stärker, er schützt ihn auch gegen meine Angriffe.

Es geht aber nur Schritt für Schritt, indem wir betend fragen und hören: was brauche ich und was braucht der andere? Vielleicht brauche ich auch nicht nur Gebet, sondern einen Menschen, mit dem ich eine Angelegenheit ausführlich durchdenken kann. Dennoch lässt sich grundsätzlich sagen: Im Konflikt Gebet und Segen zu üben, hilft ungemein, offen für den anderen zu werden. Zu beten und zu segnen verändert Atmosphären. Es macht manchmal auch Trennungen im Frieden möglich wie bei Abraham und Lot.

Rekreation

Für alle Leitenden ist es notwendig, dass ihnen die viele Arbeit und Verantwortung nicht den Freiraum nimmt, um für sich selbst zu klären, was sie brauchen, um geistlich zu leben, zu arbeiten und zu leiten. Zu viel Arbeit kann zerstören – unsere körperliche und seelische Gesundheit, unsere Grundbeziehungen. Das soll nicht sein. Das ist mit „Selbstaufgabe“ nicht gemeint. Wenn uns die Arbeit zerstört, dann ist das kein Dienst, den Gott will.

Was steht in der Gemeinde an? Eine missionarische Einladungsoffensive für den Gottesdienst oder soziales Engagement in Form einer Tafel für Menschen, die kaum noch wissen, wie sie mit ihrem wenigen Geld auskommen sollen? Welche Wendung *nach außen wir* in der Gemeinde brauchen – der Segen dafür kommt durch das *Innehalten* vor Gott. Außenwirkung und Innehalten bedingen einander: Ohne geistliches Innehalten und geistliche Vertiefung wird unsere Wendung nach außen, auch die missionarische Bewegung, allzu flach sein und zur platten Werbemaßnahme für Kirchensteuerzahlung und Spenden degenerieren.

Wenn wir uns in unserer Kirche primär darum sorgen, Pfarrstellen, Kirchengebäude und gesellschaftliches Ansehen zu erhalten, werden wir all das verlieren. Sorgen wir uns in Liebe um die Menschen, die nicht an Christus glauben. Christus braucht Menschen, die von ihm erzählen, zu ihm einladen und den Menschen Wohl tun. Wenn wir dies tun, wird Christus selbst seine Kirche erhalten.

***Dorothea Greiner** und ihr Mann **Gottfried** als engagierte Bläser bei einer CVJM-Pfingsttagung in Bobengrün.*

Gerade wir hoch Engagierten können ausbrennen, wenn wir nur davon reden, wie viel Gott schenkt, uns aber nicht selbst von ihm beschenken lassen. Dafür braucht es Räume und Zeiten. Wer Räume und Zeiten hat, die für die Gegenwart Gottes reserviert sind, wird erfahren, dass Gottes Gegenwart uns stets und überall umgibt. In Gott ist die Fülle des Lebens, alle Ruhe, die wir brauchen, alle Liebe, alle Weisheit. Es ist das Proprium „Geistlichen Leitens“, dass die Kraft für dieses Leiten nicht aus uns kommt, sondern aus der Fülle des Dreieinigen Gottes. Als Gesegnete sind wir ein Segen. ■

Bilder: Wolfgang Bouillon

Wir sind Kirche

5 x 3 Thesen der KSBB Bayern für eine Kirchenreform

„Und Jesus trat herzu und sprach zu ihnen: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ (Matthäus 28,18-20)

I. Prioritäten

1. *Die Ortsgemeinde* ist primärer Ort kirchlichen Lebens. Sie hat „zu Jüngern“ zu „machen“, zu „taufen“ und zu „lehren“, alles zu halten, was Jesus befohlen hat.
2. *Die Ortsgemeinde* muss daher an erster Stelle stehen, was die Ausstattung mit Mitteln zur Erreichung dieser Ziele betrifft. Insbesondere der Pfarrer vor Ort und der regelmäßige Gottesdienst sind an erster Stelle zu gewährleisten.
3. *Die Ortsgemeinde* muss das Recht haben, andere Ziele und Aufgaben gegebenenfalls hintanzustellen.

II. Geistliche Hoheit der Ortsgemeinde

1. *Die Ortsgemeinde* ist verantwortlich für die Umsetzung der Lehre und das Leben aus dem Glauben heraus.
2. *Die Ortsgemeinde* wird dabei von überörtlichen Einheiten (Landeskirchenamt, Dekanat, Rechtsabteilung usw.) unterstützt, aber nicht beherrscht. Die *Gemeinde* prüft „neue“ theologische Erkenntnisse allein an Schrift und Bekenntnis. Es kann und darf nicht sein, dass Interessengruppen ihre Ansicht über die Synode durchsetzen und dann den Gemeinden überstülpen.
3. *Die Ortsgemeinde* bekommt den Pfarrer, den sie braucht. Es ist nicht hinnehmbar, wenn in Ausbildungsstätten, Ordinationsver-

fahren und bei der Wahl in kirchenleitende Ämter eine einseitige Vorauswahl stattfindet, bei der klassische christliche Positionen diskriminiert werden.

III. Organisationsrecht der Ortsgemeinde

1. Die Ortsgemeinde muss das Recht haben, Pfarrer aus geistlichen Gründen zu wählen oder abzulehnen.
2. Die Ortsgemeinde muss ihre Angelegenheiten subsidiär regeln können, ohne „goldene Zügel“ der Kirchenleitung. Da de facto jedoch mit Geldmitteln (Kirchen-) Politik gemacht wird, ist die Kirchensteuerhoheit an die Gemeinde zurückzugeben. Die Gemeinde zahlt je nach Vermögen in Fonds für Gehälter, Pensionen und Baulasten ein. Dies kann bei Gemeinden mit sehr hohen Kirchensteuerinnahmen zu extremen Zahlungen führen, die in diesem Fall als innerkirchlicher Finanzausgleich gerechtfertigt sind.
3. Die Ortsgemeinde muss durch überparochiale Werke von deren Arbeit überzeugt werden. Die Werke (etwa Stadtakademien) müssen bei den Gemeinden um Mittel werben.

IV. Eigentum der Ortsgemeinde

1. Die Ortsgemeinde ist prinzipiell Eigentümerin und Verwalterin des ortskirchlichen Vermögens, inklusive aller Bauwerke. Dies entlässt nicht die Gesamtkirche aus der Solidarität, ermöglicht aber der Gemeinde eigenverantwortliche Entscheidungen.
2. Die Ortsgemeinde sammelt grundsätzlich Kollekten für vor Ort beschlossene Projekte. Die Zwangskollekten sind abzuschaffen. Werke können sich bei den Gemeinden um Kollekten bewerben.
3. Die Ortsgemeinde kann überparochiale Bündnisse, etwa zur effektiven Verwaltung, eingehen. Dies führt nicht zur Entmündigung. Verwaltungsaufgaben und inhaltliche Entscheidungen sind sauber zu unterscheiden und letztere bei der Gemeinde zu belassen.

V. Vertretung der Ortsgemeinde

1. Die Ortsgemeinde ist in erster Linie geistliche Gemeinschaft. Sie soll von bewährten und überzeugten Christen geleitet werden. Die kirchliche Obrigkeit soll kein Karrierepool sein. Falsche Anreize sollten soweit möglich abgeschafft werden. Dazu gehören hohe Gehälter und Privilegien, die zur Ausübung des Dienstes unnötig sind, ebenso, wie zu große Macht, die die geistliche Autorität mitunter ersetzt. Die Verwaltung soll den Geistlichen zuarbeiten und nicht deren geistliche Arbeit ersetzen.
2. Die Ortsgemeinde soll ihre Vertreter in überörtlichen Gremien selbst bestimmen. Dazu ist etwa für die Landessynode eine Urwahl nötig.
3. Die Ortsgemeinde muss die Möglichkeit haben, sich an wichtigen gesamtkirchlichen Fragen zu beteiligen. Daher sind Synoden transparent zu gestalten, wichtige Themen entsprechend vorab und mit wenig Papier zu kommunizieren. Die Dominanz professioneller Schreiber und Leser ist zu beenden.

Empfehlung: Befragen Sie Kirchenvorstandskandidaten, ob Sie bereit sind, Synodale zu wählen, die diese Thesen unterstützen. Wählen Sie Kirchenvorsteher, die bereit sind mitzumachen.

Rückfragen an KSBB,
Postfach 1131, 91502 Ansbach,
oder an ksbb-bayern@gmx.net ■

Gemeindefinanzen und Synode

Von Johannes Taig

„So gut wie alles für die Gemeinden“, so tönt es auf allen Kanälen. Dass alles Geld, das die Landeskirche durch die Kirchensteuern einnimmt, zu 80 % den Gemeinden zugutekommt, ist inzwischen eine stehende Redewendung, mit der versucht wird, die Existenzberechtigung des Forums „Aufbruch Gemeinde“ und des Gemeindebunds Bayern von vornherein zu bestreiten. Wir seien die, die in unnötiger, weil unbegründeter Weise, den Gruppen- und Lagerstreit innerhalb der Kirche schürten, statt für ein gutes Miteinander aller zu sein. Tatsache ist, dass auch 2012 die Kirchengemeinden im Rahmen des innerkirchlichen Finanzausgleichs lediglich über etwa 27 Prozent des Kirchensteueraufkommens selbst entscheiden (wobei das Kirchensteueraufkommen wiederum nur zwei Drittel der Gesamteinnahmen der Landeskirche ausmacht).

Zum Ende dieses Jahres muss der aktuelle Landesstellenplan in den Gemeinden und Dekanaten umgesetzt sein; in manchen Gebieten führt das zu einer Stellenreduzierung von mehr als 10 %. Kirchengemeinden haben Aufgaben und entsprechenden Personalbedarf. Beides reduziert sich nicht automatisch und proportional zur sinkenden Gemeindegliederzahl, nach der der Stellenbedarf hauptsächlich berechnet wurde. Der Versuch, eine Ausnahmeregelung für besonders stark betroffene Dekanate (insbesondere in Oberfranken) zu treffen, ist leider in der Synode gescheitert.
Dass die gleiche Synode bei der jüngsten Tagung in Augsburg – ohne irgendeine Anstandsfrist zu wahren – zwei Stellen im landesweiten Dienst zusätzlich genehmigt hat, muss den mit dem Stellenabbau beschäftigten Gemeinden wie ein Schlag ins Gesicht vorkommen. Eine halbe Stelle wird für „Salutogenese“ (Gesundheitsfürsorge) errichtet und soll Hilfestellung für ausgebrannte Mitarbeiter bieten. Es handelt sich um eine befristete Projektstelle und bewegt sich im Kontingent von landesweit 6,5 Projektstellen.

Warum ich mich auf den Christustag freue:

Was wir wirklich brauchen? Den Gottesdienstbesuch am Sonntagmorgen brauchen wir nicht, sagen viele. Dafür vielleicht das Erfolgsrezept des Lebensberaters, das fast von selbst zu Ansehen und Wohlstand führt? Oder jenes Esoterikbuch, das davon handelt, wie das Göttliche in den Heilkräften der Natur gefunden wird? Oder eine neue Weltreligion, die das Islamische, das Christliche und alles Übrige harmonisch vereint?

„Und als Jesus das Volk sah, jammerte es ihn; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“ Was wir wirklich brauchen, ist: Jesus Christus, der Erlöser. Jesus Christus, der Hirte. Dass davon wieder einmal klar, konzentriert, bibelorientiert und einladend die Rede ist, braucht es den Christustag.
Ich freue mich auf den 3. Oktober 2012.

***Pfr. Dr. Tobias Eißler** (Gunzenhausen)*
ist am Christustag in Straubing beteiligt.

Die andere halbe Stelle, die die Landessynode und ihr Präsidium theologisch unterstützen soll, stellt dagegen eine Stellenausweitung im landesweiten Dienst dar. Damit wird die bisherige Systematik, wonach die Proportion der Bereiche Gemeindedienst, dekanatsweiter Dienst und landesweiter Dienst erhalten bleiben sollte, durchbrochen. Dass dies nicht geschieht, dafür hatten die Synodalen vor nicht allzu langer Zeit noch leidenschaftlich gekämpft.

Es versteht sich von selbst, dass eine Synode und ihr Präsidium Unterstützung gebrauchen können. Dass jedoch ein solcher Bedarf im landesweiten Dienst zu einer Ausweitung der Stellen führt, ein vergleichbarer Bedarf im Gemeindedienst dagegen nicht – dafür gibt es keine sachliche Begründung. Mit Entscheidungen wie dieser verspielen kirchenleitende Organe Vertrauen und Glaubwürdigkeit bei den Gemeinden am Ort. Die Rede vom guten Miteinander bekommt dann einen hohlen Klang. Sicher kann man verstehen, dass die Synode hier besonders leicht zu überzeugen war, da die Stelle ihr selbst zugutekommt – oder soll (muss) man sagen: Sie sollte sich umso mehr dafür schämen, da sie ja die Versammlung der Gemeindevertreter ist? Einer meinte gar, auch diese Stelle käme den Gemeinden zugute, da Synodale ja Gemeindevertreter seien. Ungehört von der Mehrheit blieben Forderungen (wie die des Finanzausschusses), man solle die Stelle dadurch ermöglichen, dass im landesweiten Dienst eine andere halbe Stelle eingespart wird. Dies wollte sich auf der landesweiten Ebene keiner vorstellen.

Warum ich mich auf den Christustag freue:

Es ist sehr mutmachend, dass wir in diesem Jahr erstmals einen Christustag in Bayern feiern. An sechs verschiedenen Orten in fünf Kirchenkreisen werden viele Christen zusammen kommen.

- *Ich sehe darin eine starke Möglichkeit der Wahrnehmung: Gemeindeglieder können wahrnehmen, dass sie – gerade wenn sie zuhause als Christen vereinzelt stehen oder in ihren Gemeinden fast nur gebende Mitarbeiter sind – nicht alleine sind.*
- *Pfarrer, Pfarrerinnen, Dekane, Synodale und Kirchenleitung können wahrnehmen, dass es viele Gemeindeglieder gibt, die sich für Jesus Christus einsetzen.*
- *In allem soll das genaue Wahrnehmen und Aufnehmen des Wortes Gottes an erster Stelle stehen.*

Deshalb erhoffe ich mir vom Christustag, dass viele in unserer Kirche neuen Mut und neue Freude bekommen, unangepasst an unsere Gesellschaft Christus nachzufolgen.

*Der ABC-Vorsitzende **Till Roth** (Redwitz a.d. Rodach) wirkt am Christustag in Straubing mit*

Bleibt mir die Einsicht, dass das Forum Aufbruch Gemeinde weiter Überzeugungsarbeit leisten muss, und dass auch der Gemeindebund Bayern alles andere als überflüssig ist. Die Gemeinde am Ort braucht eine Lobby. Eine solche Lobby gibt es zwar auch in der Synode; nur: die Mehrheit hat sie nicht.

***Pfarrer Johannes Taig** (Hof) gehört der Landessynode an und ist führendes Mitglied im Gemeindebund Bayern.*

„Die wahrhaftige und gewisse Predigt des Heiligen Geistes“

Evangelisches Schriftverständnis und die Krise des Protestantismus

Von Dr. Rolf Hille

Ein Vikar besucht eine alte Dame anlässlich ihres 80. Geburtstags. Die ist ganz überschwänglich in ihrem Zeugnis und erzählt, wie sie aufgrund von Markus 16 die wunderbare Kraft und Hilfe Jesu Christi in ihrem Leben erfahren hat. Der Vikar erbleicht und sagt: „Wissen Sie denn nicht, dass das ein unechtes Jesus-Wort ist?“ Worauf die Frau lächelnd sagt: „Das ist ja wunderbar; wenn schon die unechten Worte Jesu so wirken, wie viel mehr die echten!“

Diese Geschichte zu Beginn soll zeigen: Trotz aller schwierigen Situationen, in denen wir in der Kirche heute stehen: **Wir können zuversichtlich sein, dass das Wort Gottes wahrhaftig und zuverlässig ist, und dass es hält was es verspricht.**

Der Titel für den Vortrag stammt aus der „Confessio Wirttembergica“, einer regionalen Bekenntnisschrift aus der Reformationszeit. Dass darin überhaupt Bezug zur Heiligen Schrift genommen wird, ist die Ausnahme – die Reformatoren gingen wie selbstverständlich davon aus, dass die Bibel als Gottes Wort gilt. Aber diese Confessio enthält nun die schöne Bestimmung, dass die Bibel „die wahrhaftige und gewisse Predigt des Heiligen Geistes“ ist. Übrigens eine sehr moderne Einsicht, denn wir wissen: Es ist die „viva vox evangelii“, die lebendige Stimme des Evangeliums, die weit mehr ist als ein nur schriftliches Lehrgebäude. **Vielmehr ist die Bibel ein Instrument, das Gott gebraucht zur Rettung der Welt.** Dabei ist sie nicht nur ein Predigtbuch neben anderen, sondern eben die Predigt Gottes selber, die Predigt des Heiligen Geistes, und daher gewiss und zuverlässig.

Wenn wir vom „Wort Gottes“ sprechen, ist das keine theologische Spezialangelegenheit. „Wort Gottes“ ist vielmehr die fundamentalste Kategorie, mit der wir es in der Welt zu tun haben, weil sich alles, was ist, diesem Wort verdankt. Mit diesem Begriff ist auch ein universeller Wahrheitsanspruch verbunden, der darin besteht, dass sich der dreieinige Gott „äußert“ – er tritt aus sich heraus und bewirkt etwas.

Das bedeutet erstens, dass auch die ganze Weltwirklichkeit, die natürliche kosmologische Realität, nicht getrennt davon zu denken ist: Gott spricht – und es geschieht, so nehmen wir es in der Schöpfungsgeschichte wahr. Es gibt keine Materie, keine Energie, die sich nicht dem Schöpfungswort Gottes verdanken würde. Dieser Gedanke zieht sich weiter durchs Alte Testament: **Gottes Wort ist das Wort, das bewirkt, was es besagt.** Philosophen sprechen von einem performativen Sprechakt, wenn das, was gesagt wird, in unmittelbare Realität umgesetzt wird.

Die Unübertrefflichkeit des Wortes Gottes wird zweitens in seiner personalen Gestalt deutlich, wenn es heißt: „Das Wort wohnte unter uns.“ Gott kann uns nicht unmittelbarer begegnen, als dass er im Menschsein Jesu zu unseresgleichen wird.

Ein dritter Aspekt des Wortes Gottes ist die kirchliche Verkündigung. Die Predigt ist Weitergabe des Wortes Gottes. Im Zentrum der folgenden Ausführungen soll nun aber - viertens - das klassische Schriftwort stehen. Es handelt sich um die literarische Gestalt des Wortes Gottes.

Mit Johann Georg Hamann (1730-1788) lässt sich voller Staunen sagen: **Gott ist unter die Schriftsteller gegangen.** Indem er sich in die Literatur begibt, unterwirft sich Gott in gewisser Weise den Strukturgesetzen der Literatur. Dazu gehört zum Beispiel die Indirektheit medialer Kommunikation: Wenn ich ein Buch lese, bin ich noch nicht in direktem Kontakt mit dem Autor. Damit kann eine tiefe Anfechtung verbunden sein. Religionsgeschichtlich betrachtet ist es so, dass im Menschen eine tiefe Sehnsucht nach einer direkten Gottesbeziehung liegt. Am Anfang der Geschichte Gottes mit dem Menschen, bei Adam und Eva, gibt es diese unmittelbare Beziehung; auch im Blick auf die Zukunft spricht die Bibel von der „Hütte Gottes bei den Menschen". Für uns heute gilt: Gott hat uns sein Wort gegeben, das von außen an uns herantritt, das wir dann lesen und aufnehmen, mit dem wir aber auch ringen – das kennt jeder aus der ganz persönlichen Bibellektüre. Wir haben konkrete Fragen, zum Beispiel die nach der Berufswahl, aber da steht nicht einfach eine direkte Antwort. Solche Lebensfragen muss ich vielmehr in der Begegnung mit Gott und seinem Wort in anderer Weise entscheiden, als wenn ich die Antwort unmittelbar von Gott gesagt bekäme.

Zu den Rahmenbedingungen der Literatur gehört auch die „Dispersität". In der Kommunikationswissenschaft ist damit gemeint, dass ein und dasselbe Wort verschiedene Menschen in ganz unterschiedlicher Weise ansprechen kann. Das wiederum bedeutet, dass sich ein Autor seinem Publikum ein Stück weit ausliefert. Das gilt umso mehr, je unterschiedlicher das Publikum ist. Das ist auch Gottes Risiko mit der Heiligen Schrift. Sein Wort kann begeistert aufgenommen, aber auch – wie bei Jeremia – von einem Kritiker ins Feuer geworfen werden.

Ein drittes Stichwort in diesem Zusammenhang heißt: Auswahl und Verdichtung. Wenn ich die Geschichte von der Sturmstillung in Lukas 8, 22-25 lese, dann dauert das vielleicht 90 Sekunden. Dabei geht es um ein Ereignis, das in der geschichtlichen Realität viel länger gedauert hat, und auch viel mehr Aspekte enthält als diejenigen, von denen Lukas berichtet. Allgemein gesprochen: In der Literaturwerdung findet immer eine Auswahl und eine Komprimierung statt. Komplexes Geschehen wird literarisch zusammengefasst. Für uns heißt das: Die geschichtliche Offenbarungswirklichkeit ist damit tatsächlich eine andere als die literarische Wirklichkeit. Schließlich ist, wie bei aller Literatur, klar: sie bedarf der hermeneutischen Bemühung um das rechte Verständnis des Wortes. Je nach Situation des Hörers bzw. Lesers muss dieses Wort in dessen Verständniswelt „übersetzt" (hinübergebracht) werden.

Mit diesen Hinweisen möchte ich deutlich machen: **Indem Gott unter die Schriftsteller geht, passt er sich den schöpfungsmäßigen Rahmenbedingungen von Literatur an.** Und doch ist die Bibel nicht nur irgendeine Schrift, sondern eben die Heilige Schrift, herausgehoben unter allen Schriften. Denn sie ist durch die Inspiration des Heiligen Geistes eine Offenbarung ganz eigener Art.

Um deutlich zu machen, was damit gemeint ist und was nicht, zitiere ich sinngemäß aus dem umstrittenen Bericht von Landesbischof Ulrich Fischer vor der badischen Landessynode vom April dieses Jahres: Die biblischen Schriften reflektieren nach Fischer die Offenbarung Gottes in der Geschichte seines Volkes und dann besonders im Leben und Wirken, Sterben und Auferstehen Jesu Christi. Sie bezeugen die Offenbarung in der Sprache, die der kulturellen und der gottesdienstlichen Praxis ihrer jeweiligen Zeit entspricht. „So ist also die Bibel Alten wie Neuen Testaments nicht selbst Gottes geschehene Offenbarung, sondern sie bezeugt in ihrer Sprache und in ihrer Kultur Gottes geschehene Offenbarung (K. Barth), und insofern hören wir in der Bibel Gottes Wort. Im Alten und Neuen Testament redet nicht Gott unmittelbar selbst, sondern wir haben es in den biblischen Schriften mit menschlichen Worten zu tun, durch die uns Gottesworte und Gottesbilder vermittelt werden."

Was heißt das? Ich erinnere noch einmal an die Geschichte von der Sturmstillung. Ja, diese Sturmstillung als Geschehen in Raum und Zeit ist ein sehr komplexes, ausgedehntes Ereignis. Und die Literatur, die wir über dieses Offenbarungsereignis haben, ist sehr knapp, auswählend und verdichtend. Nun schließt Bischof Fischer unter Berufung auf Karl Barth: Das Ursprungsereignis, nämlich die Sturmstillung, sei durchaus ein Offenbarungsgeschehen, in dem Gott an und in Jesus Christus handelt, aber die literarische Fassung sei etwas rein Menschliches, ein lediglich abgeleitetes Wort. Das ist leider ein folgenschwerer Fehlschluss. Demgegenüber ist festzuhalten: **Nicht nur das ursprüngliche Ereignis ist ein Offenbarungsereignis, sondern auch der literarische Bericht, der Prozess der Literaturwerdung ist ein Offenbarungshandeln Gottes, nämlich eine Offenbarung eigener Art.** Gott ist durch seinen Heiligen Geist im Akt der Inspiration präsent und leitet Lukas in der Art, wie er schreibt und in welchem Rahmen er uns diese konkrete Geschichte vermittelt.

Fischers Hermeneutik hat weitreichende Konsequenzen: Wenn das Zeugnis der Bibel zwar ein Zeugnis über das Offenbarungshandeln Gottes, aber eben nur ein menschliches Zeugnis ist, dann können wir auch nach menschlichen und kritischen Kriterien damit umgehen. Demgegenüber bezieht sich der Gedanke der „Offenbarung eigener Art" nicht nur auf das Ereignis, sondern auch auf den Offenbarungsempfänger (in diesem Fall Lukas) und die Offenbarungsinhalte. Damit ist neben der Personal- und Realinspiration auch die Verbalinspiration gemeint. Nicht in dem Sinn, dass wir die genannten Phänomene der Literaturwerdung ausblenden, sondern in dem Verständnis, dass wir dem Schriftwort als unmittelbar wirksamen Wort trauen.

Dieses Wort hat seine Autorität für uns durch die Person Jesu. Wir vertrauen dem Alten Testament, weil es uns von Jesus in die Hand gelegt wird, weil es das Wort ist, dem Jesus gehorcht und vertraut hat. Das bedeutet: **Wir messen alles schriftliche, literarische Wort an dem fleischgewordenen Wort. Ich möchte es so sagen: Christus ist der Kanon des Kanons.** Wohlgemerkt: Nicht

der Kanon im Kanon – die ganze neuere Forschungsgeschichte, die versucht hat, einen Kanon im Kanon herauszufinden (mit all ihren Irrwegen) hat nie zu einem Konsens, zu einer tragfähigen Grundlage geführt. Aber dass Christus als das fleischgewordene Wort der Kanon des literarischen Wortes ist, ist aus meiner Sicht ganz offensichtlich. Wir sehen das an den Antithesen der Bergpredigt, an Jesu Umgang mit dem Sabbat und exemplarisch daran, wie Jesus seine Jünger korrigiert, als diese am liebsten Feuer vom Himmel fallen lassen wollen. Damit wird deutlich: Das Wort Gottes ist nicht einfach, wie uns manchmal fälschlich unterstellt wird, eine platte Ebene, sondern es hat eine Mitte – ohne dass aber damit ein Rand festgestellt würde, der irrelevant wäre. Vielmehr geht es darum, dass wir alles auf Christus hin und von Christus her verstehen.

Nun gehe ich im Folgenden auf zwei falsche Wege im Verständnis der Schrift ein, die sich allerdings in ihrer Qualität deutlich unterscheiden. Da ist zum einen – ich nenne es bewusst so – das fundamentalistische Missverständnis der Schrift. Es beruht darauf, dass der Mensch mit eigenen Kriterien zu definieren versucht, was ein „ideales" Gotteswort ist. Da gab und gibt es ganz unterschiedliche Anforderungen: Dass das Wort Gottes eine ganz bestimmte literarische Schönheit haben sollte, dass es eine eindeutige Ursprungsschrift gibt, dass es keine Analogien geben darf und schließlich, dass es widerspruchsfrei im Sinn der aristotelischen Logik sein muss. Doch was, wenn sich dann Analogien in Quellen antiker Weisheitsliteratur finden? Und wie soll man umgehen mit dem scheinbaren „Widerspruch", dass im Alten Testament unbedingt und durchgängig klar unterschieden wird zwischen Schöpfer und Geschöpf? Im Neuen Testament wird Jesus aber als wahrer Gott und wahrer Mensch dargestellt.

Die Probleme des Fundamentalismus lassen sich vor allem an dem im amerikanischen Bereich sehr hoch gehaltenen Begriff der „Inerrancy" zeigen, der Irrtumsfreiheit der Schrift. Deren Vertreter sagen, die Heilige Schrift sei irrtumslos in den ursprünglichen Schriften; das gelte jedoch nicht für spätere Abschriften, die zwar sehr zuverlässig, aber eben nicht absolut irrtumslos seien. Das führt zu der absurden Frage: Wenn Gott auf den präzisen Wortlaut jedes einzelnen Buchstaben geachtet hat – warum hat er uns diesen dann nicht überliefert? Es wäre für Gott ja ein leichtes gewesen, die ursprünglichen Texte auch tatsächlich zu erhalten.

Damit sind übrigens nicht nur dogmatische, sondern auch apologetische und pastorale Probleme verbunden: Wer die Irrtumslosigkeit im genannten Sinn vertritt, befindet sich in einem permanenten Abwehrkampf und in der „Gefahr", dass beispielsweise neue archäologische Funde bekannt werden, die die eigene Position schwächen. Demgegenüber habe ich von Karl Heim gelernt zu fragen: Was ist, wenn der Bericht von der Auferstehung Jesu historisch absolut zuverlässig ist? Würde das nicht völlig genügen, um das ganze Leben zu verändern, zu revolutionieren? Wenn das mit der Auferstehung stimmt, dann wissen wir bereits so viel über das wirksame Handeln Gottes, dass man nicht mehr Agnostiker, Atheist oder sonst was sein kann. Das fundamentalistische Missverständnis dagegen begibt sich ständig in die Pflicht, jeden Bibelvers beweisen zu müssen. Das ist missionarisch nicht besonders hilfreich.

Nun habe ich bewusst den Begriff des Missverständnisses gewählt. Der zweite falsche Weg, die rationalistisch-historistische Lesart der Bibel, ist dagegen mehr als das: **Es handelt sich um eine Irrlehre, wenn die Wahrheit der Bibel allein von den menschlichen Möglichkeiten her lediglich als relative historische Wahrheit betrachtet wird.**

Wir sind in der evangelischen Schriftlehre an einem Scheideweg: Spätestens mit der Aufklärung leben wir in zwei unterschiedlichen Kirchen. Zum einen in jener ursprünglichen reformatorischen Kirche und dann in einer durch den Prozess der Aufklärung grundlegend veränderten Kirche. Das haben auch einige derjenigen, die an diesem Prozess beteiligt waren, offen zugegeben. Nehmen wir zum Beispiel David Friedrich Strauß (1808-1874) mit seinem Buch „Der alte und der neue Glaube". Mit seiner Kritik des Lebens Jesu wusste Strauß, dass hier etwas völlig Neues, eine völlig andere Kirche vorausgesetzt wird. Auch von der konservativen Seite wurde dieses Phänomen, z.B. von August Friedrich Christian Vilmar (1800-1868), der über die „Theologie der Tatsachen wider die Theologie der Rhetorik" schrieb, als revolutionärer Umbruch wahrgenommen.

Im Kern geht es um Folgendes: Martin Luther hat in seiner Zeit den gesamten theologischen Bestand der scholastischen Theologie nach folgendem Kriterium überprüft: Auf der einen Seite steht die Heilige Schrift, sie allein ist Gottes Wort und Gottes Offenbarung und hat deshalb maßgeblichen Charakter. Daneben steht die Vielfalt der kirchlichen Tradition, an der viel Gutes ist, zu der aber auch Irrwege gehören – Päpste und Konzilien können irren und haben tatsächlich auch geirrt. Und diese Irrwege wies Luther unter Verweis auf das Wort Gottes zurück. **Das ist die klassisch reformatorische Position: Allein die Schrift.**

Was ist nun in der Aufklärung geschehen? Man hat dem Prinzip des Historismus folgend gesagt: Schön, Luther, deine Traditionskritik war gut, aber du hattest noch nicht den ganzen Durchblick – du hattest nicht begriffen, dass auch die Bibel nichts anderes als eine historische Tradition ist; also ein Stück Religionsgeschichte, das deshalb ebenso kritisch gelesen und betrachtet werden muss, wie alle anderen Traditionen auch.

Um es konkret zu machen: Wenn ich sage, dass allein die Heilige Schrift gültig ist, dann gilt das natürlich auch für Römer 1 und die paulinischen Aussagen zur Homosexualität. Wenn ich die Bibel dagegen als ein Dokument der Religionsgeschichte werte, dann komme ich möglicherweise zum Ergebnis, dass der Jude Saulus gar nicht anders über die Homosexualität denken konnte, die er bei den Griechen vorfand, als sie für ein Gräuel zu halten – nur: das sei eben seine zeitbedingte Aussage, die man heute mit besseren wissenschaftlichen Erkenntnissen in Frage stellen könne.

Was die Diskussion so schwer macht: Die beiden Seiten, die organisatorisch in einer verfassten Kirche zusammen sind, beziehen sich beide auf die Reformation. Und die „Liberalen" (ich fasse das jetzt mal so zusammen) betonen sogar, sie seien die eigentlich richtigen Protestanten, weil sie das, was Luther angefangen habe, nämlich die Tradition zu kritisieren, konsequent

fortsetzen. **Allerdings geht es bei einem so verstandenen „Sola scriptura“-Prinzip nicht mehr um ein inhaltliches, sondern um ein rein formales Prinzip.** Was Luther mit dem kritischen Blick auf Dogmen und Konzilien begonnen hat, das wird nun im Blick auf die Bibel radikal fortgesetzt.

Damit aber ist es zur völligen Relativierung im Schriftverständnis gekommen. Dabei ergibt sich ein Phänomen, das ich gerne mit Ernest Hemingways Geschichte „Der alte Mann und das Meer“ zu verdeutlichen versuche. Der alte Mann fährt in die Karibik hinaus und macht den Fang seines Lebens. Jetzt versucht er, den riesigen Fisch, der an seiner Angel hängt, an Land zu bringen. Aber die Haie, die in der Karibik schwimmen, haben das mitbekommen und reißen aus dem mitgeführten Fisch große Fleischstücke. Bis der alte Mann am Ufer ist, ist nur noch das Skelett des Fisches übrig. Genau das ist meines Erachtens die Situation, in der wir uns theologisch befinden: Es ist von der Heiligen Schrift nur noch das Skelett übrig. Das ist auch missionarisch nicht sehr attraktiv – mit einem Skelett kann ich niemand begeistern.

Ich unterstelle mal: Bultmann (um ein Beispiel zu nennen) wollte mit seiner Entmythologisierung Denkhindernisse beseitigen, um den Menschen der Moderne für das Evangelium zu gewinnen. Aber was er an Land bringt, ist nur noch das Skelett. Dann stellt sich freilich für die kritische Theologie die Frage, wie das Ganze wieder so aufgepäppelt werden kann, dass es doch noch attraktiv ist. **Das aber führt zur Ideologieanfälligkeit der modernen Theologie.** Bei Bultmann geschieht das Aufpäppeln mittels der Existenzphilosophie Martin Heideggers. Es gibt aber auch die rationalistische Variante der Aufklärung, die materialistische in der Befreiungstheologie, usw. – der Gedanke ist immer der gleiche: Erst wird die Bibel auseinandergepflückt, aber dann muss das Skelett, das übrig bleibt, irgendwie wieder verschönert werden. Am Ende bleibt trotzdem nur das Elend übrig.

Was ist dann eine biblisch-reformatorische Schriftlehre, die das Offenbarungshandeln Gottes in der Schrift ernst nimmt? Was ist ein adäquater hermeneutischer Zugang? **Zentral ist der prinzipielle Vorrang des Textes gegenüber dem Kontext.** Die ganze moderne Theologie ist dadurch gekennzeichnet, dass sie letztendlich den Kontext über den Text stellt. Bei Bultmann heißt das, dass letztlich die Existenzphilosophie bestimmt, was in der Bibel zu gelten hat und was wichtig ist. Das gleiche Phänomen können Sie bei der feministischen, der materialistischen oder der tiefenpsychologischen Bibelauslegung feststellen.

Dem steht das heilsgeschichtliche Verständnis der Schrift gegenüber, das stark von Vertretern des so genannten Barockpietismus vermittelt wurde: von Spener, Francke oder Zinzendorf: Sie wollten die Bibel nicht mehr einfach nur mit dogmatischem Interesse lesen, sondern heilgeschichtlich mit Blick auf die Relevanz für die Kirchengeschichte. Sie legten die Schrift also auch geschichtlich, aber eben nicht historisch-kritisch, sondern heilsgeschichtlich aus.

Warum hat Gott sein literarisches Wort so vielfältig offenbart? Mit so vielen Autoren, so vielen Gattungen, etc.? Die Antwort: Die Vielfalt des Wortes Gottes ist notwendig, weil auch die Geschichte der Kirche mit ihren Individuen und Regionen so vielfältig ist. Für Luther zum Beispiel waren angesichts der Situation der Kirche seiner Zeit der Römerbrief und der Galaterbrief zentral. Der späte Luther entdeckt in den Auseinandersetzungen mit denjenigen, die grundsätzlich gegen das Gesetz waren, plötzlich wieder den Jakobusbrief. Das heißt: **Die Vielfalt des Wortes Gottes in der jeweiligen Profilierung ist notwendig, damit Gott die ganze Vielfalt der Kirche mit ihren Fragestellungen ansprechen kann.**

Und was passiert in der Predigt? Es ist die Erleuchtung des Auslegers, der durch den Heiligen Geist heute berührt wird, so wie der Heilige Geist das Wort im Geschehen der Schriftwerdung ursprünglich inspiriert hat. In die Komplexität meiner aktuellen Gemeinde spreche ich das literarische Wort, wie z.B. das von der Sturmstillung, hinein in eine konkrete Situation. Genau das ist der hermeneutische Vorgang: Eine reale komplexe Offenbarungsgeschichte, die uns in dem literarischen Wort der „Predigt des Heiligen Geistes“ begegnet, wird im Vorgang der Predigt aktuell entfaltet. ■

*Bei diesem Text handelt es sich um die bearbeitete und gekürzte Fassung einer Tonbandnachschrift des Vortrags, den **Dr. Hille** beim Studientag des ABC am 23. Juni in Lauf an der Pegnitz gehalten hat. Eine CD mit dem Mitschnitt ist zum Preis von 3 Euro (plus 2 Euro Porto) erhältlich unter: info@abc-bayern.de.*

*Zweiter Referent beim Studientag des ABC war **Pfarrer Dr. Daniel Graf** (Bimbach, Dekanat Castell).*
*In Anlehnung an **Peter Stuhlmacher** plädierte er für eine Hermeneutik, die sich an den von der Bibel selbst gesetzten Maßstäben orientiere: Wenn in der Bibel davon die Rede sei, dass Menschen „getrieben vom Heiligen Geist“ geredet hätten, dann könne auch die Bibel nicht anders denn als „geisterfülltes Gotteswort in Menschenwort“ verstanden werden.*

Warum ich mich für den Christustag engagiere

■ *Es war im Jahr 1983. Ich war Student der Theologie und besuchte mit anderen Kommilitonen einen ehemaligen Studienkollegen, der inzwischen als Vikar tätig war. Wir fragten ihn nach seinen Erfahrungen. Er antwortete: „Ich komme jetzt viel in die Häuser und besuche Gemeindeglieder in allen Lebenslagen. Und ich erlebe fast immer, dass die Menschen ein gewisses Gottvertrauen haben, aber Jesus Christus, den Sohn Gottes, kennen sie nicht wirklich. Dabei ist er doch der einzige Weg zum Vater.“*

Ja – Christus ist der einzige Weg zum Vater. Der Weg, die Wahrheit und das Leben. Christus allein rettet in Zeit und Ewigkeit. Allen anderen Lebensentwürfen und der herrschenden Meinung zum Trotz, dass jeder nach seiner Facon selig werden könne: In keinem anderen als in Christus ist das Heil. Diese Botschaft darf keinesfalls verschwiegen oder verwässert werden. Diese Botschaft zuallererst ist die Kirche den Menschen schuldig: Ein allgemeiner Gottesglaube rettet nicht. Jesus Christus allein, wie er in der Heiligen Schrift und im Bekenntnis unserer lutherischen Kirche bezeugt wird, rettet von Sünde, Tod und Teufel. Nur wenn wir unser Leben festmachen in ihm, werden wir Erfüllung finden. Das durfte ich selbst erfahren. Und deshalb engagiere ich mich für den Christustag.

***Pfarrer Jürgen Singer** leitet den Christustag in Neuendettelsau.*

Wer uns wirklich hilft: Christus allein

Christustag Bayern

Mittwoch, 3. Oktober 2012 (Tag der deutschen Einheit)

In Verbindung mit weiteren Gemeinschaften und Kirchengemeinden lädt der ABC am 3. Oktober erstmals zu einem Christustag in Bayern. Das Motto des Impulstages lautet: „Wer uns wirklich hilft: Christus allein“. Damit soll einer der theologischen Grundsätze der Reformation aufgegriffen und in die heutige Zeit übersetzt werden. Zum Programm gehören Gottesdienste, Vorträge, Podiumsdiskussionen und Workshops; an allen Orten wird es außerdem ein umfangreiches Kinderprogramm geben.

Mit dem Christustag wird an ein ähnliches Modell in Baden-Württemberg angeknüpft; dort werden bereits seit mehr als 50 Jahren Bibel- und Glaubenskonferenzen unter diesem Titel veranstaltet. Ziel des Christustags ist, Menschen im Glauben an Jesus Christus zu stärken und zu vergewissern, sie zu sammeln und miteinander zu verbinden sowie zentrale Themen unseres Glaubensbekenntnisses, die heute umstritten sind oder in der Verkündigung vernachlässigt werden, aufzugreifen, zu klären und zu vertiefen.

Mit der Festlegung auf den Tag der deutschen Einheit wurde bewusst ein Termin gewählt, „an dem wir allen Grund haben, Gott zu danken und zu loben“, so ABC-Sprecher Hans-Joachim Vieweger, der dem bayernweiten Trägerkreis des Christustags vorsteht.

■ Einem Teil der ABC-Nachrichten sind Broschüren mit dem detaillierten Programm des Christustags beigelegt. Sie könne gerne weitere Exemplare anfordern (Mail: info@abc-bayern.de) – bitte helfen Sie mit bei der Werbung für den Christustag.

Gero Bütefür

Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein!

* 5. Oktober 1968
† 22. Juli 2012

In Liebe:
Karin Bütefür mit **Jan Eric**
Hans Jürgen und **Ruth Bütefür**
Volker und **Sigrid Bütefür**
Otto und **Hildegard Hirschmann**
Siegfried und **Anna Hirschmann**
mit **Holger, Ralf** und **Simon**
Maria Hirschmann mit **Laura**
Thomas Hirschmann
alle Verwandten und Freunde

Evangelischer Trauergottesdienst am Donnerstag, dem 26. Juli 2012 um 14.30 Uhr in der St. Birgitta Kirche in Gnadenberg; anschließend Beerdigung. Von Beileidsbezeigungen am Grab bitten wir Abstand zu nehmen. Kondolenzbuch liegt auf. Für zugedachte Anteilnahme herzlichen Dank.

92348 Oberölsbach, Runnerweg 12

*Mit seiner Familie trauern wir um **Gero Bütefür**. Die meisten von uns haben ihn leider nur kurz kennengelernt. Mit großer Leidenschaft und enormem Engagement hat er den Christustag in Berg initiiert – auf dem bereits gedruckten Programm steht er noch als Leiter. Nun muss dieser Tag ohne ihn stattfinden. Aber wir denken am Christustag an Gero – wir wissen, dass er nun schon bei unserem himmlischen Vater ist.*

Hans-Joachim Vieweger im Namen des Trägerkreises für den Christustag Bayern

Hier einige Details zum Programm an den verschiedenen Orten (Weitere Hinweise unter: www.christustag-bayern.de):

Bayreuth,
Evang. Gemeindehaus
Richard-Wagner-Straße 24)
10 – 15 Uhr
Vorträge von Prof. Hans-Joachim Eckstein und Pfr. Heinz Bogner, Theater, Lobpreis und Kinderprogramm.

Berg bei Neumarkt i.d. Oberpfalz,
DJK-Sportheim (Schulstraße 40)
10 – 16.30 Uhr
Vorträge von Rainer Dick und Pastor John Ikeme, Seminare und Workshops zu unterschiedlichen Themen, u.a. mit Prediger Rainer Hübner, Lobpreis und Bilderausstellung.

Lauf an der Pegnitz,
Gemeindezentrum Christuskirche
(Martin-Luther-Straße 15)
10 – 16 Uhr
Vorträge u.a. mit Prof. Hans-Joachim Eckstein, Pfr. Heinz Bogner und Pfr. Thomas Hofmann.

München,
Evang. St. Matthäus-Kirche
(am Sendlinger Tor) ***14 - 17.30 Uhr***
Vorträge von Prof. Sven Grosse (Basel) und Diakoniepräsident Michael Bammessel; Kinderkonzert mit Pfr. Johannes Roth.

Neuendettelsau,
St. Nikolai-Kirche / Löhe-Haus
10 – 15.30 Uhr
Gottesdienst mit Pfr. Konrad Eißler, Podiumsgespräch u.a. mit Günther Beckstein, Fürst Albrecht zu Castell-Castell, Herta Küßwetter und Dekan Hans Stiegler, Vortrag von Pfr. Joachim Teuffel, Kindermusical „Die Schöpfung“.

Straubing, *Christuskirche / Berufsschulzentrum Pestalozzistraße*
9.45 – 15 Uhr
Gottesdienst mit Pfr. Tobias Eißler, Pfr. Gerhard Muck und Pfr. Heinz-Günther Ernst, Workshops u.a. mit Prof. Wolf-Ewald Büttner, Oberbürgermeister Markus Pannermayr, Pfr. Till Roth und Pfrin. Elke von Winning. ■

Warum ich vom Christustag begeistert bin:

■ *Wenn ich an „Christustag“ denke, dann weckt das Erinnerungen an die Springbrunnen auf dem Stuttgarter Messegelände, die uns als Kinder faszinierten, packende jugendliche Predigten von Konrad Eißler und Peter Hahne und Tausende fröhlicher Christen aus allen Himmelsrichtungen. Ich bin in Württemberg aufgewachsen, lebe aber nun schon seit 18 Jahren in Bayern. Mein Mann Andreas ist Pfarrer in Ehingen am Ries, wo wir mit unseren 3 Kindern zuhause sind.*
Ich freue mich, dass wir in Bayern nun auch dabei sind, einen „Christustag“ auf die Beine zu stellen. Es ist die Chance, die Menschen aus unseren kleineren Kirchengemeinden zu einem Fest des Glaubens einzuladen, bei dem sie erleben, dass wir ja eigentlich richtig viele sind, die zu Gottes großer, family‘ gehören. Mit einem bunten Programm für jung und alt mit Musik von Posaune bis Schlagzeug und lebensnahen Glaubensimpulsen wollen wir unseren auferstandenen Herrn ins Zentrum rücken und gestärkt und gesegnet wieder zuhause anpacken.

Elke Maar *(Ehingen/Ries) arbeitet mit im Team, das 2013 einen Christustag im westlichen Mittelfranken organisieren will.*

Pfarrdienstrecht, Verfassungsänderung und mehr

Eindrücke von der Frühjahrstagung der Landessynode in Augsburg vom 18. – 22. März 2012

Von Hans-Joachim Vieweger

Neues Pfarrdienstrecht

Die Landessynode hat die Neuordnung des Pfarrdienstrechts zum Abschluss gebracht – nach den schon vorliegenden Beschlüssen der EKD und der VELKD. In der Debatte brachen die alten Konflikte um das Zusammenleben homosexueller Paare im Pfarrhaus noch einmal deutlich auf. Im Vorfeld hatten rund 70 Pfarrer um den ABC-Vorsitzenden Till Roth in einer Eingabe an die Synode ihr Nein zu den entsprechenden Plänen bzw. Beschlüssen bekräftigt; die Synodale Herta Küsswetter wies in ihrem Votum zudem auf den „Mahnruf aus den Gemeinden“ hin, an dem sich mehr als 8.000 Menschen beteiligt hatten. Vergeblich.

Besonders kritisch wurde die Stimmung in der Synode, als sich Martin Pflaumer (am Montag) zu Wort meldete. (siehe dazu auch sein Beitrag auf S. 26ff) Er beklagte, dass der Gemischte Ausschuss, der im Vorfeld getagt hatte, zwar durch die Exegese („was steht in der Bibel?“) zum Ergebnis gekommen sei, dass „die Bibel keine positiven Aussagen zu Homosexualität“ enthalte, dass man sich aber *keine Zeit mehr für die Hermeneutik* („was hat uns die Bibel zu sagen?“) genommen habe. Und das, obwohl die Befürworter von homosexuellen Paaren im Pfarrhaus gerade darauf verweisen, dass sie eben mittels der Hermeneutik zu einem anderen Ergebnis kommen als dem unmittelbaren biblischen Befund. Martin Pflaumer thematisierte auch den Begriff des *„Leitbildcharakters“ von Ehe und Familie* im Sinn des „familiären Zusammenlebens“, wie er im umstrittenen Artikel 39 des EKD-Pfarrdienstgesetzes zum Ausdruck kommt: Wenn sich dieser „Charakter“ in den Kriterien „Verbindlichkeit, Verlässlichkeit, Verantwortlichkeit“ zeige, müssten möglicherweise auch andere Lebensformen zugelassen werden, selbst wenn daran jetzt vielleicht nicht gedacht sei: „Wilde Ehen, Dreierbeziehungen, Viererbeziehungen, ein Mann und vier Frauen“ – Hauptsache eben: verbindlich, verantwortlich, verlässlich. Dieser Satz löste eine unglaubliche Polemik anderer Synodaler aus. Oberkirchenrat Völkel versuchte auf die Stimmung („die Spannung ist mit Händen zu greifen“) durch eine kurze Pause mit dem Hören auf die Kirchenglocken und dem Kanon „Herr gib uns deinen Frieden“ zu reagieren; doch es war bezeichnend, dass der Kanon diesmal in einem Durcheinander endete.

Als Tiefpunkt synodaler Arbeitskultur empfanden (nicht nur) wir einen Beitrag des Synodalen Bodenstab, der in seinem Schlussvotum als Vorsitzender des federführenden Rechtsausschusses zum Änderungsantrag von Martin Pflaumer sagte: Es wäre „salopp gesprochen ein Schritt in die Steinzeit“, wenn die Synode diesem Antrag nach all den bereits gelaufenen Beratungen folgen würde. Anschließend stimmte die Synode dem entsprechenden Artikel *bei 15 Nein-Stimmen und 3 Enthaltungen* zu. Nach Ende der Debatte gab ich eine persönliche Stellungnahme ab, in der ich fragte, ob die Minderheitsposition in der Kirche überhaupt noch einen Platz habe. Bei der abschließenden zweiten griff der Synodale Wolf-Ewald Büttner eine Anregung von Oberkirchenrat Völkel und Landesbischof Bedford-Strohm auf, anstelle des diffusen Begriffs „Leitbildcharakter“ doch vom *„Leitbild von Ehe und Familie“* zu sprechen. *Diesem Antrag folgte die Synode mit 57 zu 29 Stimmen, bei 4 Enthaltungen.*

Der entsprechende Artikel lautet nun folgendermaßen:

§ 18 Leitbild von Ehe und Familie (zu § 39 PfDG.EKD)

(1) Pfarrer und Pfarrerinnen dürfen das Leitbild von Ehe und Familie durch ihr dienstliches oder außerdienstliches Verhalten nicht beeinträchtigen.

(2) Für Pfarrer und Pfarrerinnen, die eine Eingetragene Lebenspartnerschaft anstreben, gilt § 39 Abs. 2 und 3 PfDG.EKD entsprechend.

(3) Gemeindepfarrer und Gemeindepfarrerinnen, die in einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft leben oder eine solche anstreben, dürfen ihren Lebenspartner bzw. ihre Lebenspartnerin nur dann in die Dienstwohnung aufnehmen, wenn dies nach einmütiger Überzeugung des Kirchenvorstandes, des Dekans bzw. der Dekanin, des Oberkirchenrates bzw. der Oberkirchenrätin im Kirchenkreis und des Landeskirchenrates verantwortet werden kann. Der Kirchenvorstand berät und beschließt hierüber in nichtöffentlicher Sitzung, die vom Oberkirchenrat oder von der Oberkirchenrätin im Kirchenkreis geleitet wird. Der Oberkirchenrat bzw. die Oberkirchenrätin im Kirchenkreis leitet den Beschluss des Kirchenvorstandes zusammen mit der Sitzungsniederschrift unter Beifügung einer Stellungnahme dem Landeskirchenrat zu.

(4) Abs. 3 gilt entsprechend, wenn sich Pfarrer und Pfarrerinnen, die in einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft leben, um eine Pfarrstelle, die mit einer Dienstwohnung verbunden ist, bewerben. Näheres wird durch die Pfarrstellenbesetzungsordnung bestimmt.

Im Zusammenhang mit den Änderungen im Pfarrdienstrecht wurde auch eine Neuerung bei *Nichtgedeihlichkeitsverfahren* eingeführt, die der Forderung nach mehr Fairness und Transparenz entgegenkommen soll. In einer Schlussabstimmung wurde das gesamte Gesetzespaket mit 8 Gegenstimmen bei 3 Enthaltungen angenommen.

Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm griff in seinem Schlusswort die Debatte noch einmal auf: Es gehe darum, *„gemeinsam Kirche zu sein“*, auch wenn man in verschiedenen Fragen wie eben beim Thema Homosexualität zu unterschiedlichen Positionen komme.

Kirche und Judentum

Deutlich weniger Raum nahm die Debatte um die Ergänzung der Kirchenverfassung mit einem Bezug zum Judentum ein – es war zu spüren, dass viele Synodale nach den vielen Diskussionen der vergangenen Jahre zu einem Ergebnis kommen wollten;

daran konnte auch ein kritischer Artikel des Münchner Alttestamentlers Christoph Levin in den Nachrichten der ELKB nichts ändern. Martin Pflaumer und ich haben deutlich gemacht, dass wir die Verfassungsergänzung grundsätzlich unterstützen, jedoch Bedenken wegen der Aufnahme in den Grundartikel und wegen der Formulierung von der „bleibenden Erwählung“ haben. Nicht zuletzt aufgrund eines eindringlichen Votums unseres Freundes Fritz Schroth, der die Verfassungsergänzung 2006 in Gang gebracht hatte, haben wir aber nicht mit Nein gestimmt, sondern uns enthalten. In Aussicht gestellt wurde, dass an dem Thema mit einem eigenen Verfassungsartikel, der die nötigen Differenzierungen ermöglicht, weitergearbeitet werden soll.

Die Verfassungsergänzung lautet folgendermaßen:
„Mit der ganzen Kirche Jesu Christi ist sie <die ELKB> aus dem biblischen Gottesvolk Israel hervorgegangen und bezeugt mit der Heiligen Schrift dessen bleibende Erwählung.“

Thema Beauftragung

Eine weitere Verfassungsänderung gab es im Zusammenhang mit dem Thema Berufung nach CA XIV. Während die Ordination die Berufung von Pfarrern regelt, regelt die Beauftragung die Berufung weiterer Verkündiger zur öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung. Die entscheidende Neuerung ist, dass Beauftragten nicht nur die Leitung der Feier des Heiligen Abendmahls übertragen werden kann, sondern *„gegebenenfalls auch die Leitung der Feier der Taufe.“* Die konkreten Bestimmungen für Prädikanten, Prediger, Diakone, Religionspädagogen u.a. sollen bei der Herbstsynode beschlossen werden. Entgegen der Vorlage des Landeskirchenrates votierte die Synode mehrheitlich gegen zwei Begrenzungen im konkreten Dienstauftrag von Prädikanten. Dieser soll nicht automatisch nach jeweils sechs Jahren enden; außerdem können Prädikanten über das Alter von 75 Jahren hinaus Dienst tun.

Bericht zum Thema Christenverfolgung

Aufgrund einer Initiative des Ausschusses für Weltmission und Ökumene gab Oberkirchenrat Martin einen umfassenden Bericht zum Thema Christenverfolgung ab. Das war erfreulich; bereits im November hatte die Synode eine Resolution für den von der Todesstrafe bedrohten iranischen Pastor Nadarkhani beschlossen. Etwas befremdlich wirkte aber, dass der Bericht an einigen Stellen so wirkte, als würde mehr der Begriff Christenverfolgung problematisiert als das Thema selbst.

Sonstiges

■ **Hohe Risiken beim IT-Projekt:** Der Vorsitzende des Finanzausschusses, Rainer Heller, informierte die Synode darüber, dass das IT-Projekt zur Umstellung auf die doppelte Buchführung im Zusammenhang mit einem neuen Personalmanagementsystem deutlich mehr Kosten verursachen wird als die veranschlagten 21 Millionen Euro.

■ **Zusätzliche Ausgaben:** Die Synode hat trotz zahlreicher kritischer Stimmen zusätzliche Ausgaben beschlossen. So wird die Frauenarbeit um weitere 33.000 Euro zur Weiterbildung von Dekanatsfrauenbeauftragten aufgestockt – obwohl an deren Sinnhaftigkeit vielerorts Zweifel bestehen. Außerdem wird eine halbe theologische Stelle zur Unterstützung der Arbeit der Landessynode eingerichtet (siehe dazu auch den Beitrag von Johannes Taig auf S. 11f.).

■ **ABC-Antrag zum Konfirmandenunterricht:** Eine Eingabe des ABC zu Rahmenrichtlinien für die Konfirmandenarbeit aus dem Jahr 2010, die im Zusammenhang mit dem Thema Bildung ganz bewusst bei dieser Synode behandelt werden sollte, stieß auf ein positives Echo. Dabei ging es unter anderem darum, die Bedeutung des Kleinen Katechismus zu unterstreichen. ■

„Kirche verliert an Orientierungskraft“

Mit folgender Stellungnahme hat der ABC-Vorsitzende Till Roth auf die Entscheidung der Landessynode reagiert, gleichgeschlechtlichen Paaren das Zusammenleben im Pfarrhaus zu ermöglichen.

1. Wenn meine Landessynode beschlossen hat, dass es in bestimmten Fällen möglich ist, dass homosexuell lebende Pfarrer und Pfarrerinnen im Pfarrhaus zusammen leben können, dann ist das wohl die deutlichste Art, homosexuelle Lebensweise als in Gottes Augen gut zu bewerten. Damit hat die Synode an diesem Punkt ihre eigene Grundlage verlassen, indem sie die Geltung der Heiligen Schrift außer Kraft gesetzt hat.

2. Es ist sehr bedauerlich, dass die verschiedenen mit dem Thema zusammenhängenden Sachfragen nur ansatzweise und nur an wenigen Orten in ernsthaften Lehrgesprächen diskutiert wurden. Insbesondere ist es unverständlich und untragbar, dass der den Beschluss vorbereitende Gemischte Ausschuss sich nicht die Zeit für die Klärung der hermeneutischen Fragen nahm.

3. Ich fühle mich mit meiner theologischen Position nicht ernst genommen. Das will ich nicht als Ausdruck von Beleidigtsein verstanden wissen. Vielmehr nehme ich wahr, dass etliche Synodenmitglieder, angenervt von der lästigen Minderheitenposition, das Thema möglichst schnell mit der Macht der Mehrheit zum Abschluss bringen wollten.

4. Dieser Beschluss wird den Frieden und die Einheit unserer Kirche nicht fördern, im Gegenteil. Wir gehen in unserer Kirche in sehr verschiedene Richtungen weiter, mit gravierenden Konsequenzen für Lehre und Seelsorge, soweit sie dieses Thema betreffen.

5. Obwohl viel vom Leitbild der Ehe geredet wurde, werden wir als Kirche an Orientierungskraft verlieren in ethischen Fragen, die Ehe, Sexualität und Familie betreffen. Wir werden damit positive Prägekraft auf die Gesellschaft einbüßen. Wir begrüßen allerdings, dass die Synode den diffusen Begriff des „Leitbildcharakters“ durch das Wort vom „Leitbild von Ehe und Familie“ ersetzt hat.

6. Als theologisch Konservative sollten wir uns jetzt auf keinen Fall frustriert zurückziehen, auch wenn es nun in einigen Situationen schwieriger und die Gewissensbelastung größer wird. Bloß nicht aus Protest oder Zorn aus der Kirche austreten (siehe Jakobus 1,20)! Wir haben uns nach unserer Auffassung nicht von der Grundlage der Kirche entfernt. Und wir sind es vielen in unserer Kirche schuldig, dass wir ihnen gegenüber unsere Meinung vertreten.

7. Das Wichtigste von allem ist, dass wir die Freude an Jesus Christus nicht verlieren. Gerade in dieser Situation, in der uns der Irrweg, den unsere Kirche an diesem Punkt geht, schmerzt, müssen wir auf Jesus schauen und selbst aus seiner Vergebung leben. ■

Synode – wohin?

Impulse zu einer neuen Kultur und Theologie der Synode

Von Martin Pflaumer

Präludium: Lutherische Stationen mit St. Anna

2. Juli 1505: Auf dem Heimweg von einem Besuch bei seinen Eltern in Mansfeld wird der Student Martin Luther von einem schweren Gewitter überrascht. Unmittelbar neben ihm schlägt der Blitz ein. Er ruft zu St. Anna, der Patronin in Gewittersnot, und gelobt ihr, als Mönch in das Kloster zu gehen.

12. Oktober 1518: Der Mönch Luther verlässt das gastliche Karmeliterkloster zu St. Anna in Augsburg, um im Fuggerpalast vor Kardinal Cajetan zu seinem Ketzerprozess zu erscheinen. Der Kardinal will kein theologisches Sachgespräch über anstehende theologische Fragen. Er will den Widerruf. Luther zwingt ihn trotzdem dazu, indem er sagt: „Es geht nicht nur um den Gehorsam, sondern um die Wahrheit.“ Der Kardinal argumentiert auf der Grundlage des Kirchenrechts, Luther entsprechend dem reformatorischen Ansatz „sola scriptura“ von der alleinigen Autorität der Heiligen Schrift in Glaubensfragen her. Luther beharrt darauf: Der Papst steht nicht über der Schrift, sondern unter ihr. Wenn er etwas gegen die göttlichen Gebote anordnet, dann darf man ihm nicht gehorchen.

I. Theaterdonner unter dem Jüngsten Gericht

19. März 2012: Die Frühjahrssynode tagt in St. Anna – unter dem meisterhaft dramatisch gestalteten Deckenspiegel Johann Georg Bergmüllers: „Jesus Rex – Jüngstes Gericht“ – ein absoluter Blickfang.

Unversehens donnert anhaltender Applaus von den Zuschauerreihen hinter den Synodalbänken. Dazu laute Zurufe. Oberkirchenrat Völkel, zuständig für das theologische Personal und damit zuständig für die Einbringung der Vorlage zum Pfarrdienstrecht, wandelt sich vom Einbringungsredner zum Spiritual, als er in der spannungsgeladenen Situation zum Innehalten aufruft. Hintergrund ist die Debatte um das Pfarrdienstrecht. Dazu liegt den Synodalen unter anderem ein Antrag von mir vor.

Dokumentation: Wortlaut des Abänderungsantrags von Martin Pflaumer:

§ 18 Leitbild von Ehe und Familie (zu § 39 PfDG.EKD)
(1) Pfarrer und Pfarrerinnen verpflichten sich mit ihrer Ordination, in ihrem dienstlichen und außerdienstlichen Verhalten dem Leitbild von Ehe und Familie zu entsprechen und es in Verkündigung und Lehre aktiv zu vertreten.
(2) Das Pfarramt steht vorbehaltlich der in … geregelten Zugangs- und Amtsvoraussetzungen solchen Personen offen, die in ihrer Lebensweise ledig sind oder in einer nach bürgerlichem Recht eingegangenen Ehe als einer Ehe von einem Mann mit einer Frau leben. Lebensweisen in eheähnlichen Gemeinschaften schließen grundsätzlich vom ordinierten Amt aus. Dies gilt ausdrücklich auch für Personen in sogenannten Eingetragenen Partnerschaften.
(3) Pfarrer und Pfarrerinnen, die sich als gleichgeschlechtlich empfindend verstehen und sich nicht zu einer konsequent ledigen Lebensweise verpflichten möchten, sondern in einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft leben, können in Dienstverhältnissen des überparochialen Dienstes nach Maßgabe der Regelungen der Pfarrstellenbesetzungsordnung tätig sein, sofern sicher gestellt ist, dass in der Ausübung ihres Dienstes Abs (1) nicht beeinträchtigt ist.

Dazu melde ich mich zu Wort. In meiner Begründung gehe ich (1.) auf den Umgang mit der Heiligen Schrift und (2.) auf die schriftgemäße Bedeutung der Ehe ein. Daraufhin ergießen sich u.a. regelrechte Zornesausbrüche über mich. Mir werden zynische Unterstellungen gemacht, etwa ich würde durch den offen formulierten Gesetzestext „Gruppensex“ für möglich sehen oder Gewalt in den Ehen und sexuellen Missbrauch in den Familien gut heißen. Doch gerade diese Bemerkung löst den anfangs geschilderten Beifallssturm aus.

Zwei Tage später, bei der ersten Lesung des Gesetzes, gibt es erneut einen polemischen Ausfall. Das für die Lesung zuständige Mitglied des Rechtsausschusses, ein Jurist, eröffnet die Abstimmung des besagten Paragraphen lässig und sichtlich belustigt etwa so: „Jetzt kommen wir zur Superkeule, dem Abänderungsantrag unseres Konsynodalen Pflaumer. Wenn wir dem folgen würden, dann wäre das – salopp gesprochen – ein Schritt in die Steinzeit.“ Diesmal kein Beifall, eher betretenes Schweigen. Die Zuschauerränge sind diesmal auch nicht besetzt. Später sagt jener Jurist – außerhalb des Plenums (!), dass er die gegen mich gerichteten kritischen Passagen inzwischen aus dem Synodenprotokoll gestrichen (!) habe.

Zu Recht problematisiert Hans-Joachim Vieweger nach der Abstimmung in einer „Persönlichen Erklärung“ u.a. die Frage künftiger Mitwirkungsmöglichkeit in der Synode auf Grund des Umgangsstils gegenüber synodalen Minderheiten. Zwar werde ich in den Synodenpausen von verschiedenen Verantwortungsträgern unter vier Augen angesprochen, wohl aus der Einschätzung, dass im Plenum etwas grundverkehrt gelaufen sei, eine Bitte um Entschuldigung wird jedoch von niemandem ausgesprochen, schon gar nicht öffentlich. Das Präsidium hat die offensichtlichen Entgleisungen in Redebeiträgen wie auch die Emotionalisierung von den Zuschauer reihen aus durchgehen lassen – trotz der ausdrücklichen Verantwortung dafür nach § 35 der Geschäftsordnung der Synode. Auch im Nachhinein gibt es dazu keine öffentliche Richtigstellung.

II. Was geschehen sollte

Der Landessynodalausschuss ist aufgerufen, um die Wiederherstellung und Erhaltung der „Würde der Versammlung“ (so die Geschäftsordnung der Synode) bemüht zu sein und deshalb die geschilderten Vorkommnisse zu besprechen und Konsequenzen zu ziehen. Dabei möchte ich festhalten:

1. Von kränkenden Äußerungen, die im Nachhinein bedauert werden, ist zu erwarten, dass sie mit gleicher Öffentlichkeit zurückgenommen werden, wie sie getroffen wurden.
2. Der Eingriff in die Substanz des Proto-

kolls entspricht einer Fälschung und ist kein geeigneter Weg der Bereinigung.

Mittel der Bearbeitung der eingetretenen Situation können nun sein
(1) die Aussprache im Landessynodalausschuss, unter Umständen unter Beteiligung der beteiligten Personen
(2) die Berichterstattung darüber auf der nächsten Sitzung der Landessynode im Herbst 2012.

Ich meine: Spätestens seit der Frühjahrssynode 2012 in St. Anna sollte klar sein, dass wir eine erneuerte Synodenkultur brauchen. Dies will ich in sechs Punkten entfalten.

1. Lobby-Aktionen kritisch begegnen

Der polternde Applaus von den Zuschauerreihen muss als Indiz für eine (auch sonst) erkennbare Einflussnahme einer agilen Lobby auf die Meinungsbildung kirchenleitender Gremien verstanden werden. Ich erinnere in diesem Zusammenhang beispielhaft an den präsidialen Mahnruf von Staatssekretär a.D. Hans Meinzolt vom 22.4.1958. Damals meldete der epd unter der Überschrift *„Synoden müssen sich von außerkirchlichen Einwirkungen freihalten“: „Der Präsident der Synode ... stellte ... fest, dass die Entscheidungen einer Synode nur von kirchlichen Gesichtspunkten aus getroffen werden dürften und sich von außerkirchlichen Einwirkungen freihalten müssten. Die Gefahr, es könnte diese Grundvoraussetzung für echte kirchliche Entscheidungen außer Acht gelassen werden, besteht heute mehr denn je. Gruppen, Organisationen und Verbände der verschiedensten Art, seien sie politischer, wirtschaftlicher oder sonstiger Herkunft, erheben heute, im Zeitalter des kollektiven Denkens und Handelns, mehr als früher den Anspruch auf Beherrschung des gesamten Lebensraumes und bemühen sich, die Mitwirkung der Kirche zur Erreichung ihrer Ziele zu gewinnen oder umgekehrt ihre Ziele auch im kirchlichen Raum zur Geltung zu bringen. Die Formen eines solchen Bemühens bewegten sich zwischen Drohungen und Versprechungen, hätten aber doch immer als gemeinsame Grundlage das Hinsteuern auf kirchenfremde Ziele.“*

2. Verhältnis von Kirche und Macht neu klären

Im Frühjahr 2012 wurde eine ethische Frage durch die Macht der Mehrheit entschieden, ohne sie theologisch vorher ausreichend diskutiert zu haben. Sehr instruktiv ist, was dazu Gerhard Grethlein in seinem Artikel „Kirchenleitung in lutherischer Sicht“ schreibt: *„Alle Staatsgewalt geht vom Volke aus ... Für die Kirche gilt das Wort Jesu, der zur Machtfrage ganz klar sagt: „So“ – wie beim Staat – „soll es nicht sein unter euch.“... In der Kirche geht es nicht – sollte es nicht gehen – um die Ausübung von Macht. ... In der Kirche geht es um die Frohe Botschaft, um ein Angebot durch das vollmächtige Wort, nicht um Gewalt (verbo, non vi). Das lebendige Wort ist Christus, die Vollmacht kommt vom Heiligen Geist.“*

3. Das Verhältnis von Kirchenleitung und Gemeinde neu klären

Die Synode regelte nun eine Frage der Ethik kirchenrechtlich so, dass sie grundsätzlich ‚Ja‘ sagt und der Gemeinde im Einzelfall das Recht zum ‚Nein‘ einräumt. Entspricht dies einer zwei Jahrtausende lang geübten Praxis, wonach die Kirchengemeinden den Resonanzraum für die Bestätigung der kirchenleitenden Entscheidung bilden? Der schon zitierte Gerhard Grethlein schreibt dazu in seiner *„Theologie der Synode“*: „Synoden / Konzilien waren durchwegs Versammlungen (Zusammenkünfte = synodoi) zur Beratung (concilia) von Problemen/Konflikten allgemeiner, jedenfalls überörtlicher Bedeutung, auch zur Regelung von Ordnungsfragen. Ihre Entscheidungen erhielten ihr Gewicht aus der Überzeugung, der Heilige Geist wirke in ihren gottesdienstlichen Versammlungen. Ihre Beschlüsse bedurften deshalb der allgemeinen Zustimmung, um anerkannt zu werden.

4. Die Entsprechung von geistlicher Kompetenz und Lehramt wahren

Die Synode hat ein Gesetz zum Pfarrerdienstrecht durchgewunken, ohne sich vorher genügend theologischer Abklärung zu vergewissern. Ich habe bereits geschildert, dass sich der Ausschuss, der zur Zuarbeit für die Synode beauftragt war, keine Zeit mehr für die notwendige hermeneutische Arbeit nehmen wollte, die hätte klären müssen, wie bei eindeutig ablehnendem Befund der Schrift homosexuelle Lebensweise theologisch doch gerechtfertigt sein könnte. *„Die Synode hat ein Lehramt in der Kirche inne, wenn auch nicht allein und natürlich nicht im Sinne des päpstlichen Lehramts. ... Von überragender Bedeutung ist dabei allerdings, ..., dass es dabei nie um Erfindung neuer „Wahrheiten“ gehen kann, sondern stets um die Erkenntnis der alten Wahrheit. Diese geistliche Kompetenz der Synode ist der eigentliche Grund für die starke Beteiligung der Pfarrer, für die Einbeziehung der Vertreter der theologischen Fakultäten in den Synoden. ...Ihre besondere Kompetenz als Theologen haben sie einzubringen... Doch begründet bei allen Synodalen allein die Taufe den entscheidenden Rang, alle zusammen bilden die Gemeinde, die „Lehre urteilen“ kann und soll.“* (Grethlein, Theologie der Synode) Zu solchem „Urteilen“ im erforderlichen theologischen Diskurs war ihr von der Verfahrensregie bei der Frühjahrssynode der Raum vorenthalten.

5. Verschiedenheit von Mehrheit und Wahrheit achten

Indem die Synode eine lehrsetzende Rechtsentscheidung per Mehrheitsbeschluss gefasst hat, wirft sie die Frage nach dem Grundverhältnis von Mehrheit und Wahrheit auf. Dazu noch einmal Gerhard Grethlein: *„Die Legitimation der Synode liegt nicht in einem demokratisch besonders perfekten Wahlsystem, nicht darin, dass die Synodalen das Kirchenvolk vertreten, wichtig allein ist vielmehr, dass die „Vollmacht darin besteht, dass wir nicht aus uns selber sind, sondern das Eigentumsvolk Gottes, und dass es nichts größeres gibt als zu reden und zu handeln für alle, die hören auf die Stimme des guten Hirten.“ Darin liegt „die unvergleichliche Würde der Synode“ (Hermann Dietzfelbinger). ... Christus ist der tragende Grund, bleibender Maßstab ist sein Wort, nicht die Meinung einer Mehrheit oder Minderheit. Daher ist ... (nur) zu unterscheiden, ob Christus spricht oder nicht. Allen stellt sich nur die eine Frage, „was Christum treibet“, was die Einheit fördert, was das Zeugnis glaubwürdig macht...“*

Nach Gustav Heinemann zeigt sich in der richtigen Einschätzung der Brauchbarkeit von Mehrheit für konkrete Entscheidungen oder

Worte, *„ob eine Synode geistlich legitimiert ist, ob sie hören kann wie Jünger hören. In einer Synode darf nämlich nicht ein Kampf um die Überwältigung des einen Teiles durch den anderen ... stattfinden, nicht um die Macht der einen über die anderen darf es in ihr gehen, vielmehr sollen ihre Mitglieder sich in brüderlicher Beratung um Einmütigkeit der Entscheidung bemühen.“*

6. Aus der Quelle leben – geistlich leiten

Die Synodenkultur ist geprägt von Gottesdiensten und Andachten. Zur als besonders schwierig erachteten Thematik der Homosexualität erlebte ich jedoch in über 22 Jahren Synodenmitarbeit kein einziges Mal ein Gebet, keine einzige Bitte an den Heiligen Geist um Erhellung – nicht im Synodenplenum, nicht in den Fachausschüssen und nicht in gesondert eingesetzten Gemischten Ausschüssen. Die Synode hat offensichtlich weithin verlernt, über den besonderen Herausforderungen ihrer Tagesordnung die Hände zu falten und hörend zu verweilen. Das Beten in der Feier der Gegenwart des lebendigen Gottes über den Tagesfragen ist *„nicht nur Rahmen, Randerscheinung, sondern Dreh- und Angelpunkt des synodalen Arbeit, Ausgangspunkt und Anlass jedes Handelns, jedes Wortes. Nur so kann eine Synode wieder sagen: Denn es gefällt dem Heiligen Geist und uns, ...“* (G. Grethlein, Theologie der Synode).

Ich wünsche mir, dass über diese Impulse ernsthaft nachgedacht und diskutiert wird. Und ich hoffe auf eine größere Einheit in der zukünftigen synodalen Einheit durch die gemeinsam gewünschte und erbetene Leitung des Heiligen Geistes. ■

Die Sächsische Bekenntnis-Initiative

Von Pfarrer Till Roth

Ein halbes Jahr ist die „Sächsische Bekenntnis-Initiative“ jung. Sie entstand Ende Januar als Reaktion auf den Beschluss der sächsischen Kirchenleitung zur Zulassung von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften in Pfarrhäusern. Bei der Gründungsversammlung waren Vertreter u.a. vom CVJM Sachsen, der Ev.-Luth. Bekenntnisgemeinschaft Sachsens, dem Landesverband Landeskirchlicher Gemeinschaften, dem Martin-Luther-Bund in Sachsen und dem Pfarrerinnen- und Pfarrergebetsbund anwesend. Damit ist die Initiative ähnlich wie der ABC in Bayern eine Gemeinschaft von Gemeinschaften aus einem breiten Frömmigkeitsspektrum, aber mit theologisch konservativer Ausrichtung.

Eine der Mitgliedsgemeinschaften, das „Evangelisationsteam“, dem u.a. der bekannte Pfarrer und Evangelist Theo Lehmann angehört, gab am 1. Juni eine folgenreiche „Stellungnahme zur Öffnung der Pfarrhäuser für homosexuell lebende Pfarrer“ ab. Demnach könnten, weil der „status confessionis“ gegeben sei, seine Mitglieder den Landesbischof, die Kirchenleitung und die Landessynode „nicht mehr als geistliche Leitung unserer Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens anerkennen.“ IdeaSpektrum hat dankenswerterweise ausführlich über die nachfolgenden Vorgänge berichtet. Heftig umstritten ist die Suspendierung von zwei Mitgliedern des „Evangelisationsteams“, die dienstrechtlich mit der Landeskirche verbunden sind.

ABC stellt sich zum Evangelisationsteam

Abgesehen von der Stichhaltigkeit der kirchenrechtlichen Gründe für die Suspendierung ist es fraglich, ob die sächsische Kirchenleitung weise gehandelt hat und so der Einheit dient. Als ABC sehen wir uns mit dem Evangelisationsteam und der Sächsischen Bekenntnisinitiative voll verbunden. Der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Kirchliche Erneuerung (AKE) in Bayern – die Teil des ABC ist –, Pfarrer Helmut Steinlein, schrieb an Theo Lehmann: „Wir sind tief beeindruckt von Ihrem Mut und von der Klarheit Ihres Bekennens und ebenso erschüttert von den Reaktionen des Bischofs Bohl und der Sächsischen Landeskirche, die offenbar ohne jegliches Verständnis für den Ernst Ihrer Anfragen und ohne Angebot eines Gesprächs mit Verwaltungsmaßnahmen gegen die bekennenden Brüder vorgeht.“

Auch die Konferenz Bekennender Gemeinschaften (KBG) solidarisierte sich mit den suspendierten Mitchristen und sieht hier den „ungeistlichen Versuch, bekennende Christen ... einzuschüchtern und mundtot zu machen“. Ähnlich wie Helmut Matthies (ideaSpektrum Nr. 25/2012, S.3) beklagt die KBG, dass hier mit zweierlei Maß gemessen werde. Denn andere könnten im Amt bleiben, obwohl sie „elementare Glaubensinhalte in Frage stellen oder auch öffentlich leugnen.“

Der ABC solidarisiert sich ebenfalls mit den Mitgliedern des Evangelisationsteams. Auch wir haben bei diesem Thema den „status confessionis“ festgestellt und haben nach der Frühjahrssynode von einem „Irrweg, den unsere Kirche an diesem Punkt geht“, gesprochen. (siehe Seite 25). Werden auch in Bayern Suspendierungen folgen?

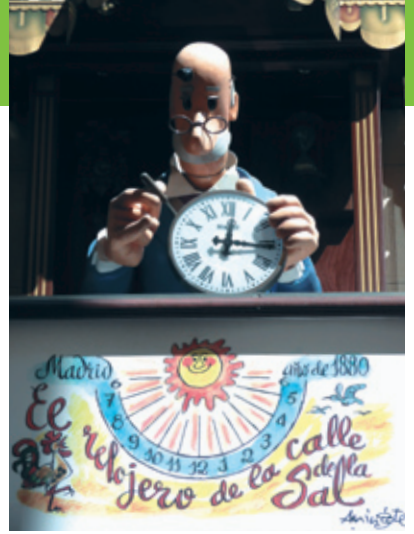
Weitere Informationen unter:
www.bekenntnisinitiative.de ■

... mit der Zeit gehen!

Von Pfarrer Albrecht I. Herzog

Vor kurzem las ich den Roman „Singende Steine“ von Fernand Pouillon (1912 – 1986). Es geht darin um den Bau der Zisterzienser-Abtei Le Thoronet in einer entlegenen Gegend der französischen Provence im 12. Jahrhundert. Ein Ort der Gottesgegenwart und des Gebets sollte errichtet werden. Ein Dialog zwischen dem Baumeister, der bemüht war, Zeit zu gewinnen, und dem Abt fiel mir besonders auf. Der Abt: „‘Zeit, was ist das schon? Glaubst du daran?‘ Er hatte recht. Zeit ist entweder deine Verbündete oder dein Feind.“

Die Frage: „Glaubst du daran?“ gab mir zu denken. Also wie „an Gott glauben“ an „die Zeit“ glauben? Und was, wenn sich, beidem zu glauben, ausschließen würde? Wenn man nur „an Gott“ oder „an die Zeit“ glauben kann? Nur Wortspiele? Nein – viel mehr! Unsere Sprache ist da tiefsinnig, aber auch verräterisch.



Nehmen Sie solche Sätze wie „Ich habe keine Zeit!“ Oder: „In der heutigen Zeit kann man doch dies oder jenes nicht mehr glauben oder vertreten!“ Der erste Satz ist einfach unwahr! Der oder die so Redende sagt damit doch nur: für dies oder jenes habe ich keine Zeit und ich nehme sie mir auch nicht! Und im zweiten Satz sagt der oder die Redende doch nur: *Ich* glaube und vertrete dies oder das nicht!

In der Tat: Es geht hier um Alternativen. An Gott glauben oder an „die Zeit“ und alles, was sich in diesem Paket versteckt. Dass die Zeit tatsächlich manchmal tyrannisch und götzenhaft auftritt, verrät wiederum die Sprache: Die Zeit-Gott-Gläubigen surren dann ergeben und hoch gehorsam „meine Zeit erlaubt das nicht!“ Oder zeit-gläubig und entrüstet: „Wie können sie so denken? Das ist ja Steinzeit!“

Aber muss man nicht doch mit der Zeit gehen? Wenn ein 80jähriger zum Computer-Kurs kommt, dann „ist er auf der Höhe der Zeit angekommen“. Wirklich?

Wer den Anschluss an die neuen Medien nicht „packt“ ist „von gestern“. Wirklich?

Die Redensart „auf der Höhe der Zeit sein“ heißt vielfach ja nur: Zu tun und zu denken, was alle oder die meisten tun oder denken. Damit ist „auf der Höhe der Zeit sein“ die angepassteste und langweiligste Form zu leben, und mit Sicherheit keine christliche.

Nun ist auch die bayerische Landeskirche „mit der Zeit gegangen“. Sie hat „Frieden“ mit Homos und Lesben gemacht. Lebensverpartnert können die Betreffenden nun (mit einigen Hürden, ich weiß) im Pfarrhaus leben. Die Presse lobt die Kirche dafür überwiegend. Eine große nordbayerische Tageszeitung widmete diesem Thema mit viel Sympathie für die neue Entwicklung mehr als eine halbe Seite. Gewiss, es gab noch eine „lautstarke Minderheit“, die homosexuelle Praxis für „Sünde“ hält. Aber diese Gestrigen werden sich auch wieder beruhigen, so die journalistische Tendenz. Diese aus dem Gestern der Steinzeit wurden übrigens in der Synode rhetorisch hundsgemein und emotional arg parterre schon mal an den Extrem-Rand gemobbt. Nun – was soll’s, die Kirche geht mit der Zeit. Im doppelten Sinne: Sie geht davon ab, Gottes Kontrastprogramm zur Welt zu sein. Sie geht „mit der Zeit“, aber auch in die Bedeutungslosigkeit. Ist sie wirklich „auf der Höhe der Zeit“ angekommen – oder damit zum Absturz verurteilt? Weil sie zwar „mit der Zeit“ ging – aber ohne Gott und im massiven Widerspruch gegen sein Wort! Das unterwirft sich keiner noch so satten Mehrheit.

Es stimmt: Zeit ist entweder deine Verbündete oder dein Feind. Doch Gott ist, auch wenn „die Zeit“ einmal zu siegen scheint, der Herr der Zeit! ■

Der Kampf um / gegen das Betreuungsgeld

Von Hans-Joachim Vieweger

Was für ein Kampf um bzw. gegen das Betreuungsgeld! Die Kritiker überbieten sich regelrecht in ihrer Polemik, wenn sie von Herdprämie, Schnapsidee oder Unfug-Gesetz sprechen. Was mag so schlimm daran sein, Eltern, die ihre Jüngsten nicht in die Krippe geben (also bewusst Zeit mit ihnen verbringen und dafür Einkommensnachteile in Kauf nehmen), einen monatlichen Ausgleich von bis zu 150 Euro zu gewähren? Was den Staat angesichts von Kosten von rund 1.000 Euro je Kind in einer Betreuungseinrichtung vergleichsweise günstig kommt.

Man muss sich die vorgebrachten „Argumente“ auf der Zunge zergehen lassen. Da heißt es: „Schwarz-gelb verschleudert jährlich fast zwei Milliarden Euro, um Kleinkinder von der frühkindlichen Bildung fernzuhalten“ (Florian Pronold). Im Klartext: Eltern müssen doof sein, Bildung ist in Familien offenbar nicht möglich. Mal unabhängig davon, dass in diesem Alter (wir reden von Ein- und Zweijährigen!) Bindung wichtiger ist als Bildung – was für eine Unverschämtheit gegenüber vielen engagierten Müttern und Vätern, die bewusst eine Zeitlang auf Beruf, Karriere und Einkommen verzichten, um sich ihren Kindern zu widmen!

Ein anderer Politiker sagte, das Betreuungsgeld sei schlecht, weil es Mütter vom Beruf fernhalte. Es ist aufschlussreich, auch dieses „Argument“ zu hinterfragen. Eltern, die ohnehin erwerbstätig sein wollen, werden sich durch das Betreuungsgeld nicht davon abhalten lassen – da sind 150 Euro nicht sonderlich attraktiv. Wer könnte also vom Beruf ferngehalten werden? Offensichtlich nur Eltern, die sich unter den jetzigen Bedingungen gezwungen sehen, erwerbstätig zu sein, obwohl sie sich Zeit mit ihren Kindern wünschen. Wer diesen Eltern die Wahlfreiheit nicht erleichtern will, zeigt, dass ihm die Interessen des Arbeitsmarktes wichtiger sind als die Interessen der Familien.

Fakt ist: Kinderkrippen sind eine Möglichkeit, Eltern bei der Betreuung ihrer Kinder zu unterstützen bzw. zu entlasten. Fakt ist aber auch, und die Forschungsergebnisse dazu sind eindeutig: Je früher ein Kind in die Krippe geht, je länger die Betreuungszeiten sind, und je stärker die Bezugspersonen wechseln, umso schlechter für die Kinder. Ein Kinder- und Jugendarzt schrieb mit Blick auf die Krippen-Diskussion in der FAZ: „Kleinkinder dauerhaftem Stress auszusetzen, ist unethisch, verstößt gegen Menschenrecht, macht akut und chronisch krank.“

Warum schreibe ich das in den ABC-Nachrichten? Weil ich mich darüber ärgere, dass sich meine Kirche in die Lobby der staatlichen Kindererzieher einreiht anstatt für das „natürliche Recht und die Pflicht der Eltern“ zur „Pflege und Erziehung der Kinder“ einzutreten (vgl. Art. 6 Grundgesetz). So stimmt die bayerische Diakonie

mit in den Chor derjenigen ein, die alles Geld für die Krippen wollen. Kurioserweise u.a. mit dem Argument, dass das Betreuungsgeld ja eigentlich viel zu niedrig wäre. Der EKD-Ratsvorsitzende Nikolaus Schneider meint davor warnen zu müssen, dass „die Auszahlung des Betreuungsgeldes (...) Kindern, vor allem in sie benachteiligenden Verhältnissen, Schaden zufügen“ könne. Ja, lieber Herr Schneider, es gibt Problem-

„Herdprämie“ oder was?

familien. Aber es ist nicht redlich, Problemfamilien eine ach so heile Krippenwelt gegenüberzustellen: Selbst in den besten Einrichtungen kommt es immer wieder zu Veränderungen bei den Bezugspersonen der Kinder. Und es soll auf der anderen Seite sogar Eltern geben, die staatliche Hilfen nicht gleich für Flachbildschirme ausgeben ...

Was mich am meisten wundert: Während gerade in den Kirchen häufig vor zu viel Einfluss der Wirtschaft gewarnt wird, wird in Bezug auf die Kindererziehung bewusst oder unbewusst einer Ökonomisierung das Wort geredet. Was zählt ist das eigene Einkommen, erwirtschaftet durch Erwerbsarbeit, und dem hat sich alles andere unterzuordnen. (Leider gehen auch höchstrichterliche Urteile in diese Richtung.)

In diesem Zusammenhang lohnt es sich an Luthers Berufsethos zu erinnern. Für den Reformator war klar: Der Beruf eines Menschen ist nicht nur ein Job, sondern hängt mit seiner Berufung von Gott zusammen. Zu Luthers Zeiten ging es darum, zu zeigen, dass sich diese Berufung nicht nur in kirchlichen Diensten verwirklicht, sondern auch in weltlichen Berufen. Heute geht es darum, zu zeigen, dass auch die Erziehung der Kinder ein wertvoller Dienst, ja: ein Beruf ist. Ein Beruf, der Kraft und Zeit kostet. Und der gewürdigt werden sollte. ■

Was Auferstehung heißt

Auszüge aus einer Osterpredigt bei der OKO 2012

Von Hans Peter Royer

Was hat die Auferstehung mit uns zu tun? Ziemlich viel. Denn das was mit Jesus in Tod und Auferstehung geschah, das geschieht auch mit uns, weil Jesus sich mit uns identifiziert hat. Weil er für uns gestorben und für uns auferstanden ist, ist er unser Retter. Doch was heißt das konkret? Wir alle werden mit der Frage nach dem Tod konfrontiert. Nicht nur philosophisch. Oft ganz existenziell, wenn ein nahestehender Mensch stirbt. Dann stellt sich die Frage: Was erwartet dieser Mensch jetzt nach dem Tod. Ist er in der Grube und alles ist aus? Oder geht es weiter? Und wenn ja – wie?

Das 15. Kapitel im 1. Korintherbrief kann uns bei diesen Fragen besonders gut weiterhelfen. Es gab in Korinth Christen, die nicht an die Auferstehung glaubten. Sie glaubten durchaus, dass der Mensch in der Erinnerung weiterlebt – was auch heute viele glauben, wie man zum Beispiel auf Todesanzeigen lesen kann: „In unserer Erinnerung lebst du ewig weiter.“ Was aber die Korinther nicht glauben konnten: dass ein Christ, der stirbt, mit seinem Leib auferstehen wird.

Paulus beginnt seine Erklärung mit einem Bezug auf Jesus: „Ich erinnere euch aber, liebe Brüder, an das Evangelium, das ich euch verkündigt habe. (...) Denn als Erstes habe ich euch weitergegeben, was ich auch empfangen habe: Dass Christus gestorben ist für unsere Sünden nach den Schriften; und dass er begraben worden ist; und dass er auferweckt worden ist, am dritten Tage, nach den Schriften; und dass er Kephas erschienen ist, dann den Zwölfen, danach ist er gesehen worden von mehr als 500 Brüdern auf einmal ...“ Das ist wahrscheinlich das älteste Glaubensbekenntnis, das wir haben. Übrigens: Jeder Mensch, der das glaubt, dass Jesus für meine Sünden gestorben, begraben und auferstanden ist und dass er heute lebt, ist mein Bruder oder meine Schwester – alles andere ist Nebensache. Das ist das Evangelium, daran glauben Christen.

Für uns ist das deshalb von großer Bedeutung, weil das, was an Christus geschehen ist, auch an uns geschieht. Paulus sagt: So wie wir mit ihm gestorben sind, so werden wir auch mit Christus auferweckt. Und in der Neuheit des Lebens wandeln. Johannes schreibt es ganz ähnlich (vgl. 1. Joh. 3,2).

Was ist nun bei der Auferstehung Jesu aus dem Grab geschehen? Es gibt das Missverständnis, Jesus sei in seinen alten Leib „rück-auferstanden“, so wie Lazarus. Aber das ist nicht richtig. Das Neue Testament sagt uns, dass Jesus nicht in seinem alten Leib auferweckt, sondern aus seinem alten Leib verwandelt worden ist in den Auferstehungsleib. Leibliche Auferstehung bedeutet bei Jesus nicht, dass er in seinem alten Leib in den Himmel gefahren ist, sondern dass sein Vater ihn in die neue

himmlische Leiblichkeit verwandelt hat. Genau das versucht Paulus im 15. Kapitel des Korintherbriefs zu erklären, wenn er auf die Frage, wie die Toten auferweckt werden, schreibt, dass es bereits in diesem Leben viele verschiedene Leiber gibt: Ein Säugetier hat eine andere Erscheinung als der Fisch, die Sonne eine andere Erscheinungsform als die Sterne. Dann sagt er: So wird auch unser himmlischer Leib anders sein als der irdische Leib. Denn: So wie unser irdischer Leib geschaffen ist, um in dieser Welt klarzukommen, so wird der himmlische Leib optimal dafür gemacht sein, um in der himmlischen Dimension klarzukommen.

Die Persönlichkeit bleibt, auch im himmlischen Leib, aber der Leib ist ein anderer. So wie der Auferstehungsleib Jesu. Jesus war auch nach seiner Auferstehung derselbe, aber er war anders. Das sehen wir zum Beispiel in der Geschichte von den Emmaus-Jüngern, vor deren Augen Jesus einfach verschwindet. Er musste nicht zur Tür hinausgehen. Und er musste auch nicht bei den Jüngern an der Tür anklopfen – er war ganz einfach da. Übrigens: Der Grabstein Jesu musste nicht weggeräumt werden, damit Jesus herauskommen konnte, sondern damit wir hinein können, damit wir sehen: das Grab ist leer. Ich versuche das oft so zu erklären: Als Jesus auferstanden ist, hatte er eine Fähigkeit, die wir auf dieser Erde nicht haben. Wir leben in einer dreidimensionalen Welt. Und die meisten von uns – Mathematiker ausgenommen – können auch nicht in mehr als drei Dimensionen rechnen. Aber vielleicht können wir uns das Problem der Mehrdimensionalität vorstellen, wenn wir uns eine zweidimensionale Welt vorstellen, ohne Höhe. In dieser Welt leben Frau Flach und Herr Flach, und die sehen voneinander nichts anderes als einen Strich. Hätte Herr Flach nun aus irgendeinem Grund die Fähigkeit in die dritte Dimension einzutreten, würde er plötzlich Höhen entdecken und seiner Frau davon erzählen – die würde ihn für verrückt erklären. Und doch ist es jetzt so, dass Herr Flach mehr von der Realität kennt als Frau Flach, wobei die bisherige zweidimensionale Realität mit dieser Erkenntnis nicht aufgehoben ist.

Als Jesus auferstand, hatte er mehr Dimensionen zur Verfügung, darum musste er nicht mehr zur Tür hineingehen – er war einfach da. Trotzdem hat er Fisch gegessen, so wie ein normaler Mensch. Das heißt: Der Auferstehungsleib hat eine Kontinuität, und ist doch anders. Und unser Auferstehungsleib wird so sein wie der von Jesus: Wir sind nicht mehr an Materie gebunden, wir bekommen einen neuen Leib.

Warum ist es aber so wichtig, dass die Auferstehung leiblich geschieht? Warum genügt es nicht, dass man sich an die Verstorbenen erinnert, wie wir es so oft hören und sagen? Die Antwort ist ganz einfach: Weil man nur im Leib in Beziehungen leben kann. Wirklich in Beziehung zu leben ist nur möglich, wenn ich persönlich ansprechbar bin und handeln kann. Oder meinen Sie, dass es reicht, wenn zwei Liebende auf Dauer nur gedanklich miteinander verbunden sind? Ohne die persönliche Nähe? Nein, Liebende wollen leibhaftig beisammen sein. So ist es auch mit Jesus. Er wird uns leibhaftig auferwecken, ganz

einfach, weil er uns liebt. Er will sich nicht nur an uns erinnern, sondern er will mit dir und mir Kaffee trinken in Ewigkeit ...

Paulus konnte noch sagen, „Mein Leben ist Christus und Sterben mein Gewinn“. Mal ehrlich: Wie viele Christen kommen da mit? Natürlich ist der Tod für die Hinterbliebenen ein Verlust. Aber warum konnte Paulus vom Sterben als Gewinn sprechen? War er lebensmüde?

Nein. Für Paulus war Sterben nur deshalb ein „Gewinn“, weil er dann Jesus sehen kann, so wie er wirklich ist. Weil er dann bei Christus ist. Er wusste, dass er im Augenblick seines Todes bei Jesus sein würde. Hans-Joachim Eckstein hat das prägnant so gesagt: Christen sterben auch, aber sie sind keine Sekunde tot. Sie sind sofort bei Christus. Wo war Jesus im Augenblick seines Todes? Erinnert euch, was er dem einsichtigen Schächer am Kreuz sagte: „Heute wirst du mit mir im Paradies sein.“ Nicht in drei Tagen nach meiner leiblichen Auferstehung, nicht in vierzig Tagen bei der Himmelfahrt, nicht am Jüngsten Tag, sondern heute, Karfreitag, wirst du mit mir im Paradies sein.

Ich dachte lange: Am Freitag stirbt Jesus, am Samstag ist er ganz tot, und am Sonntag ist er auferstanden. Aber das ist nicht korrekt. Denn der letzte Satz Jesu, bevor er sein Haupt neigte und starb, war: „In deine Hände, Gott, befehle ich meinen Geist.“ Im Moment des Sterbens gab sich Jesus als Person in die Hände seines Vaters. Jesus war nicht im Grab, er war sofort bei seinem Vater, und der Schächer war bei ihm. Im Grab war nur der Leib Jesu, nicht seine Person. Lukas beschreibt das ganz explizit, wenn er sagt, der Leib Jesu wurde abgenommen, der Leib Jesu wurde ins Grab gelegt, die Frauen suchten den Leib Jesu, aber nicht Jesus. Lukas unterscheidet klar und sagt damit auch uns: Unserem Geist nach, unserer Person nach sind wir im Augenblick des Sterbens in der himmlischen Gemeinschaft mit Christus, nach unserem Leib warten wir auf die Auferstehung.

Ich bekomme manchmal Fragen darüber, ob es richtig oder falsch ist, den verstorbenen Leib einzuäschern oder ob das unbiblisch sei. Die Antwort ist: Weil wir nicht in unserem alten Leib auferstehen, sondern aus dem alten Leib einen neuen bekommen, spielt der äußerliche Zustand dieses Leibes keine Rolle. Ob der verbrannt wird, im Grab zu Staub wird, ist irrelevant. In der Christenverfolgung hat man zu bestimmten Zeiten die Leiber der Christen verstümmelt und verbrannt, im Glauben, dass sie dann nicht mehr auferstehen könnten. Aber das ist naiv, denn wir stehen nicht im alten Leib auf, sondern wir bekommen einen neuen, einen himmlischen Leib. ■

Hans Peter Royer *ist Direktor vom Tauernhof und stellvertretender Leiter der internationalen Fackelträger-Bewegung. Er spricht regelmäßig bei den Osterkonferenzen auf der Hensoltshöhe in Gunzenhausen.*

Fahrt zum Marsch für das Leben

22. September 2012 in Berlin
Marsch für das Leben

u.a. mit Kundgebung vor dem Bundeskanzleramt und einem Ökumenischen Gottesdienst in der St. Hedwigs-Kathedrale

Pfarrer Martin Kühn bietet dazu eine Busfahrt ab Hirschaid an (Abfahrt 5.15 Uhr), Zustiegsmöglichkeiten je nach Interesse. Kosten: 25 Euro pro Person. (Eventuelle Überschüsse gehen an die ABC-Mitgliedsgemeinschaft „Weißer Friede".) Anmeldung bis 15.09. unter martin.kuehn@web.de ober bei Andreas Kothke (Tel. 0911 - 699 358).

„Spannungsfelder gelebten Glaubens"
Studien- und Herbsttagung des PGB

28.-31. Oktober 2012, Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg
Referent: Prof. Dr. Manfred Seitz, Erlangen

Der Bayerische Pfarrerinnen- und Pfarrer-Gebetsbund (PGB) lädt ein zu einer Tagung, bei der es um die Frage geht, wie wir mit Spannungsfelder im Glauben umgehen. An Hand von drei Themenbereichen soll diese Herausforderung behandelt werden:

- *Glaube zwischen Heilungserfahrung und Enttäuschung*
- *Biologisches Altern und Wachsen im Glauben*
- *Über die Unterscheidung der Geister in der Kirche – eine heilsame Einsicht*

Zu den Programmpunkten dieser Familientagung gehören neben einem geselligen Familienabend und einem Ausflug weitere geistliche Angebote sowie Gelegenheit für persönlichen Austausch und Seelsorge. Informationen und Anmeldung bei: Barbara Staude, Rheinlandstr. 4, 80805 München, oder per E-Mail: barbara.staude@kirchenrabe.de

„Im Aufwind des Heiligen Geistes"
Deutschlandtreffen der GGE

1.-4. November 2012, Paul-Gerhardt-Kirche München

Das Deutschlandtreffen der Geistlichen Gemeinde-Erneuerung in München steht unter vier Leitmotiven: ***Aufstehen, Hinsehen, Auf IHN sehen, Los gehen.*** *Mit dabei sind u.a. Dr. Reinhard Hempelmann (EZW Berlin), Professor Dr. Peter Zimmerling (Leipzig), Pfarrer Friedrich Aschoff (Klosterlechfeld), Pfarrer Dr. Martin Burkhard (Memmingen), Pfarrerin Brigitte Fietz (München), Pfarrer Volker und Dr. Brigitte Nickel (Friedberg) und Werner May (Ignis, Kitzingen). Informationen und Anmeldung unter: www.gge-online.de*

ABC-Freundeskreis

Möglicherweise halten Sie diese ABC-Nachrichten erstmals in Händen. Vielleicht als Besucher des Christustags, vielleicht weil Sie unser Magazin von einem Bekannten bekommen haben. Dann stellt sich die Frage: Wer ist das eigentlich – dieser ABC?

Nun: Der ABC, der Arbeitskreis Bekennender Christen in Bayern wurde vor gut 20 Jahren von Vertretern verschiedener Verbände, Werke und Gemeinschaften innerhalb der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern gegründet – mit dabei unter anderem der CVJM, die pietistischen Gemeinschaftsverbände, der Pfarrergebetsbund und die Lebendige Gemeinde München.

Doch der ABC entwickelt sich weiter. Pfarrer und Gemeindeglieder suchen den Kontakt mit dem ABC, weil sie ihre geistlichen Anliegen in unserer Arbeit verwirklicht sehen. Wir haben begonnen, diesem Anliegen mit der Gründung eines Freundeskreises als lockerem Zusammenschluss all derer zu begegnen, die sich eine bibel- und bekenntnistreue Orientierung unserer Landeskirche wünschen.

Wenn Sie Interesse an einer Mitarbeit haben und die Arbeit des ABC auf diese Weise unterstützen wollen, schicken Sie uns doch bitte nebenstehendes Formular zurück – eine finanzielle Unterstützung ist keine Voraussetzung, aber sehr hilfreich (auch zur Finanzierung dieser ABC-Nachrichten und des Christustages).

Hans-Joachim Vieweger
2. Vorsitzender und Sprecher des ABC

Ich möchte den ABC unterstützen und trete dem ABC-Freundeskreis bei:

Name _____

Vorname _____

Adresse _____

_____

Telefon _____

Email-Adresse _____
(wichtig, um aktuelle Informationen kostengünstig versenden zu können)

Ich bin bereit, den ABC ☐ *monatlich* ☐ *jährlich*

mit EUR _____ *zu fördern. (fakultativ)*

_____, *den* _____ *2012*

_____
Unterschrift

Ich schäme mich

Was sage ich einem Menschen
der am Ende ist?

Was sage ich ihm
unter vier Augen in seine Sorgen
am Grab der Liebe in sein Alleinsein
am Krankenbett in seine Schmerzen
im Todeskampf in seine Angst?

Sage ich auch:
Kann man nichts machen
es erwischt jeden einmal
nur nicht den Mut verlieren
nimm's nicht so schwer
vielleicht ist's morgen schon besser
sage ich das?

Sage ich nichts als das?

Ich sollte doch kennen
den einen und einzigen Namen
der uns gegeben ist unter dem Himmel.

Ich kenne ihn auch –
und doch schweige ich.

Ich schäme mich.

Lothar Zenetti

Aus: Lothar Zenetti, Auf Seiner Spur.
Texte gläubiger Zuversicht (Topos Plus 327)
© Matthias Grünewald Verlag der Schwabenverlag AG,
Ostfildern, 4. Auflage 2006
www.verlagsgruppe-patmos.de

Impressum

Herausgeber
ABC - Arbeitskreis Bekennender Christen
in Bayern ***www.abc-bayern.de***

Verantwortlich Till Roth (1. Vorsitzender)
Rosenstraße 2, 96257 Redwitz a.d. Rodach,
Telefon 09574-4315

Redaktion Hans-Joachim Vieweger (2. Vors.)
Kleinhaderner Straße 30b, 80689 München
Telefon 089-7000 9188

Bankverbindung Sparkasse Neuendettelsau
Konto 760 704 080 *BLZ 765 500 00*
Kennwort: ABC

Der ABC erhält keine kirchlichen Mittel für seine Arbeit. Er finanziert sich ausschließlich über Spenden und Beiträge seiner Mitgliedsgemeinschaften. Wir freuen uns über Ihre Unterstützung. Spenden an den ABC sind von der Steuer absetzbar. Sie erhalten dafür eine Spendenbescheinigung.